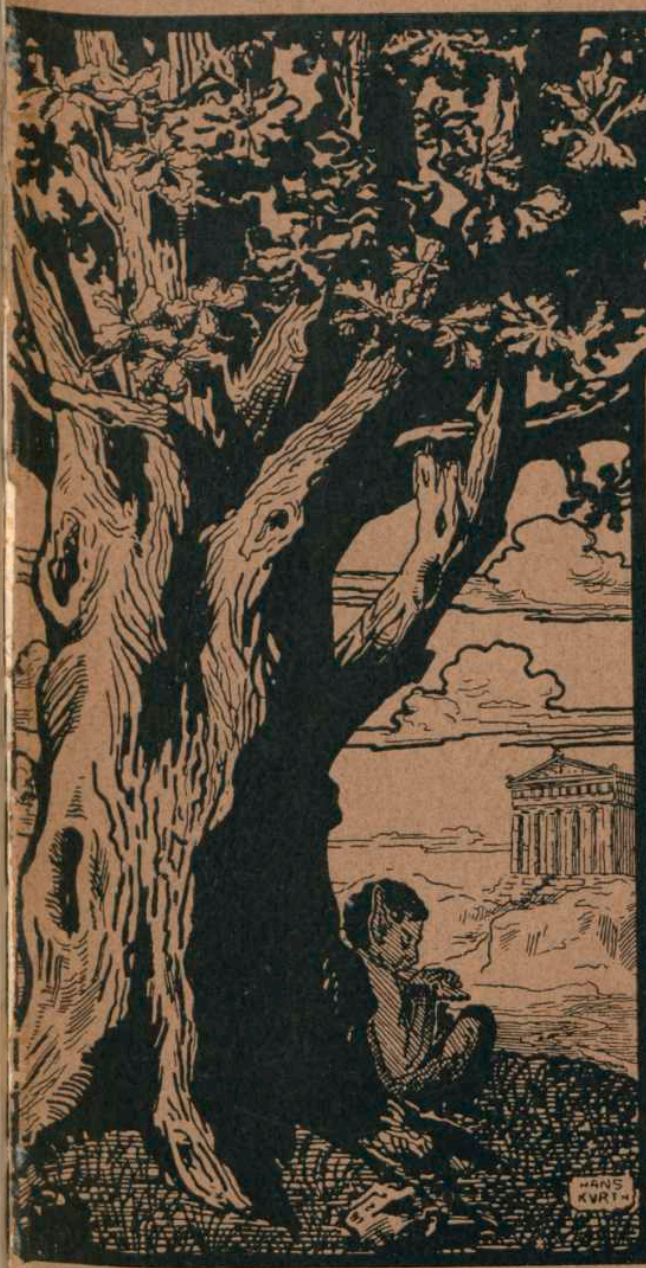
DER EIGENE



NEUE FOLGE. ✶ I. JAHRG. ✶ HEFT 6/7.
1. u. 2. Oktoberheft 1899.

Inhalt:

Bekehrung. Ferdinand Freiherz.
Die ethisch-politische Bedeutung der Lieblingminne. Elisar von Kupffer.
Aus der Harfe des Todes. Lieder von Adolf Brand und Ferd. Freiherz.
Zeichnung dazu: Hans Kurth.
Reigen der Totentänze. F. Max Kurth.
Kunstblätter dazu: „Gleichheit" von Joseph Sattler — „Besuch" und „Vom fahrenden Pfeifer" von Hans Kurth.
Todes-Kuss. Frhr. Karl v. Levetzow.
Der Kampf ums Recht für Dr. Sternberg. Adolf Brand.
Bildschmuck: Fidus, Hans Kurth u. John Jack Vrieslander.
Kunst und Leben. Ferd. Max Kurth. Peter Hamecher. Willi Peters.

ADOLF BRAND'S VERLAG
BERLIN - NEURAHNSDORF.

✶ ✶ ✶ ✶ ✶ ✶ ✶ ✶ ✶

HERAUSGEBER ADOLF BRAND

DER EIGENE

strebt einen geistigen Tummelplatz Kunst und Eigenart schätzenden Menschen zu bieten. Schönheit und Liebe, Wissenschaft, Freiheit und Vaterland sind die Güter, um die er kämpft. — Ein Bahnbrecher „neuhellenischer" Kultur-Ideen, will er die Lebensauffassung der Gedankenlosigkeit mit ihrer Elends- und Mitleidsmoral, samt den Knechts-Idolen ihrer Gleichheitsflegelei, durch eine selbstbewusste, zukunftsherrliche verdrängen helfen, in der das offiziell Geaichte, das Herdenmässige, den einsamen Eigencharakter nicht erdrückt. — Er fordert die freie, durch keine Autorität gehemmte Bethätigung des Individuums, weil sie die sicherste Garantie für den sozialen Fortschritt bietet, für die entwickelungsmässige, gewaltlose Neuordnung der Dinge, die jeden in den Stand setzt, auf seine eigene Weise glücklich zu sein. Sein Ziel ist so: die grösstmöglichste Wohlfahrt Aller!

* * * * * **Jahres-Abonnements** * * * * *

für 4,50 Mk. nehmen ausser Adolf Brand's Verlag, Berlin-Neurahnsdorf, alle Buchhandlungen des In- und Auslandes an, ebenso alle Zeitungshändler — auf die Sonder-Ausgabe zu 10 Mk. auch alle Postanstalten. Postzeitungsliste № 2242. ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ Es kommen jährlich 24 Nummern heraus. Zwangloses Erscheinen der Hefte vorbehalten. ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊

* * * * * * **Auf Wunsch** * * * * * *

erfolgt briefliche Zustellung und besondere Kuvertierung bei entsprechender Porto-Erhöhung. ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊ ◊

* * * * * * * **Probenummern** * * * * * * *

stehen jederzeit zur Werbung neuer Abonnenten gratis zur Verfügung. Um solche direkt an Interessenten versenden zu können, ist jedoch auch die Angabe neuer Adressen stets erwünscht.

* * * * **Unsere Freunde** * * * *

werden dringend gebeten, überall, wo sich Gelegenheit dazu bietet, für die Verbreitung des Blattes besorgt zu sein und in Restaurants, Cafés, Konditoreien, Buchhandlungen und bei den Zeitungshändlern immer wieder den Eigenen zu verlangen. ◊ ◊

BEKEHRUNG.

Lass mir den Trug! Was frommt mir all die Wahrheit?
Philosophie? — ein kraftlos gleissend Wort. —
Ich hab soviel studiert. Nun schaff mir Klarheit,
O gütige Natur, in deinem Mutterhort!

Fort mit dem Wissensdunst! O Jugendträume,
Belebt aufs neu die Brust mit Trotz und Mut!
Wie spät der Quell durch Fels und Stein, so schäume,
Verhaltne Lebenslust, heraus in Frühlingsglut!

Verzeihung fleh ich Euch, ihr Göttertriebe,
Verzeihung, Jungfrau, stolz wie Maienflor!
Lasst Mensch mich werden in der heilgen Liebe —
Nur dieses — dieses eine schreibt die Welt mir vor!

Ferdinand Freiherz.

Die ethisch-politische Bedeutung der Lieblingminne.

Einleitung zur demnächst erscheinenden Sammlung.

Wir leben leider in einer so unmännlichen Zeit, dass jedes Eintreten für männliche Rechte, um von Vorrechten zu schweigen, als eine unmoderne Blasphemie und Herabsetzung der weiblichen Vorherrschaft empfunden und getadelt wird. Damit obiger Satz nicht blos als eine Phrase dasteht, ist es notwendig auf das Wort „männlich“ ein wenig einzugehen und, so sonderbar es ist, mit einer aufräumenden Verneinung anzufangen. (Ich bemerke, dass hier nur von einer praktischen Betrachtung die Rede sein kann; eine absolute Definition ist bei den unendlich feinen Übergängen des Lebens vielleicht unmöglich.)

Männlich sein heisst nicht: mit gewissen oberflächlichen Merkmalen versehen oder jeden Sinnes für männliche Schönheit bar sein; heisst auch nicht: in jeder Beziehung roher und ausdauernder als das Weib sein und seine Kräfte in den Dienst der Frauen stellen, um sie vor Gefahren zu schützen und ihren geschlechtlichen Anforderungen Genüge zu leisten. Nein. Männlich sein heisst: den Kampf mit dem Leben führen unter Ausnutzung aller seiner Kräfte, für ein gedeihliches Dasein wirken, und sollten dabei Gefahren zu bestehen sein. Männlichkeit bedeutet die Wahrung der Selbstbestimmung, der persönlichen Freiheit und des gemeinen Wohls, und letzteres umfasst alle und alles. Als der Mann in den fast ausschliesslichen Dienst der Frau und ihres Geschmackes trat, verlor er seine Männlichkeit und behielt nur noch eine Scheinherrschaft. Das Weib hat sich persönliche Rechte errungen, auch im juridischen Leben; gut, mag sie das, so weit ihre persönlichen Kräfte reichen. Aber es ist auch Zeit, dass sich der Mann auf sich selbst besinnt, und, so komisch es klingt: im Angesichte der Emanzipation, der Selbstwerdung des Weibes

bedürfen wir einer Emanzipation des Mannes zur Wiederbelebung einer männlichen Kultur; und die ist es, für die ich hier eintrete.

Ich bin nicht so aberwitzig zu verkennen, dass auch wir Männer haben, auch wir haben Schlachten geschlagen, wie 1870, aber dennoch ist unsre Kultur jetzt keine gesund männliche. Zur Förderung des männlichen Sinns gehört aber vor allem, dass die Männer sich aneinander anschliessen, dass die jüngeren in nahem Verhältnis zu den älteren stehen, dass der männliche Sinn in steter Übung des Lebens genährt wird. Und das wird niemals dadurch erreicht werden, dass wir blos unsre Muskeln stählen und uns mit Schlägern zerfetzen und vor den Weibern mit unsren Scheinnarben und unsrem kräftigeren Geschlechte prahlen, sie scheinbar beschirmen und stets zu dem Weibe wie zu irgend einem unbehilflichen Gotte aufblicken, dem seine Verehrer das Dasein fristen und vor dem sie doch knieen.

Ich bin weit davon entfernt, die Bedeutung des Weibes zu leugnen und, wie Schopenhauer oder Nietzsche, Verachtung gegenüber der Frau zu predigen. Eine solche Geringschätzung findet sich in der That häufig gerade bei den ostentativen Verehrern der Frau. Dieser Widerspruch erklärt sich dadurch, dass die betreffenden Männer sich in den Banden des Weibes fühlen und ihm schmeicheln, um die Gunst zu erbuhlen, im Grunde aber wohl fühlen, wieviel hohle Phrasen sie machen und wie unfrei sie sind, woher sie dann auch in Augenblicken der Überlegung und der gestillten Lust etwas wie Ekel empfinden. Das ist der Rest des männlichen Sinnes, der sich gegen seine Erniedrigung aufbäumt.

Das Weib ist in erster Linie als Mutter ein bedeutender Faktor des Lebens; und wer mit gänzlicher Verachtung vom Weibe spricht, der hat gewiss jene wunderbare Regung des menschlichen Lebens, die echte Mutterliebe, nicht gekannt, die auf das ganze Dasein eines Mannes einen unendlichen Zauber auszuüben vermag, selbst noch in der Erinnerung. Man denke an den Helden Coriolanus, den nur die Bitten seiner Mutter erweichten! Aber auch als Gattin, Freundin und Mädchen ist das Weib eine Blüte, die ich keineswegs aus dem Garten des Lebens verbannt wissen möchte, im Gegenteil. Wer sich die Mühe macht, mehr als einen Blick in die frühen Jugendgedichte (1895) des Herausgebers zu werfen,

wird sich davon überzeugen, dass er wahrlich kein Feind weiblicher Tugenden, Anmut und Reize ist.

Im Anschluss daran muss ich gegen die ganze neuere Richtung Stellung nehmen und die kränkelnde Prinzipiensucht unsrer wissenschaftelnden Zeit bekämpfen. Es ist nun mal in human-wissenschaftlichen und anderseits in nahbeteiligten Kreisen Mode geworden, von einem „dritten" Geschlecht zu reden, dessen Seele und Leib nicht zusammenstimmen sollen. Der hannöversche Jurist K. H. Ulrichs, allerdings ein mutiger und ehrenwerter Charakter, aber nicht gerade umsichtiger Kopf, hat gar für dieses dritte Geschlecht, zu dem er sich selbst zählte, eine Bezeichnung erfunden; dieses Wort „Urning" (von Venus Urania), „urnisch" hat sich wie eine verallgemeinernde Epidemie verbreitet. Es ist von wissenschaftlicher Seite aufgenommen worden, so von dem bekannten Psychiater Professor Freiherrn von Krafft-Ebing in Wien. Die Sache ist untersucht, bekrittelt, klassifiziert, hypnobemediziniert, popularisiert und Gott weiss was worden. Es haben sich zuletzt Leute daran gemacht, die mit frommen und unfrommen Sensationen ihr Schäfchen bei der Sache scheren wollten; kurz, wir haben einen ganzen Wust von krankhaften und albernen Geschichten, die unsrer Kultur zu nichts fruchten. Und was das Verdriesslichste dabei war, die Spitzen unsrer ganzen Menschheitsgeschichte wurden dabei verzerrt, so dass man diese reichen Geister und Helden in ihren urnischen Unterröckchen kaum wiedererkennen mochte. Auf der andern Seite, besonders der philologisch-historischen, die natürlich so etwas anekelte, fuhr man munter mit der Fälschung der Thatsachen fort, die man euphemistisch „Ehrenrettung" nennt. Auf der einen Seite ein Verkleinern und Verzerren, um nur das Mitleid der Gesetzgeber und Richter zu erbetteln; auf der andern Seite ein Fälschen und Unterdrücken, das nicht weniger schlimm als Banknotenfälschung ist. Und nun gar die Partei der Schimpfenden, die teils aus Unwissenheit, teils aus Bosheit ihre Lauge ausgossen! Musste da nicht einem gesunden Manne, der noch einen Funken ehrlichen Sinns für Wirklichkeit und Geschichte hatte, der Ekel ergreifen?!

Es ist nachgerade eine moralische Pflicht geworden, in all dieses Krankheitsgedusel und diesen Sumpf von Lügen und Unflätigkeiten einen Sonnenstrahl aus der Wirklichkeit unsrer

historischen Entwickelung fallen zu lassen. Wahrlich, es ist keine dankbare Aufgabe, wenn man sich dessen bewusst ist, mit wieviel Unwissenheit, Böswilligkeit und Feigheit man dabei zu kämpfen hat. Es ist weit leichter, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen, und ungestört seinen Neigungen im stillen zu leben. Aber, wie ich sagte, wo es sich um das gemeine Wohl, um eine gesunde Kulturentwickelung und um persönliche Freiheit handelt, da verlangt der männliche Sinn, dass wir handeln und reden, ohne feige Besorgnis.

Was ich unter Kultur verstehe? Die Möglichkeit des Auslebens unsrer Triebe und Kräfte, doch ohne Gewaltthätigkeit. Nichts liegt mir ferner, als eine Erlösung durch das Übermass des Sinnengenusses zu predigen; nein, gerade in der wiederholten, freiwilligen Beschränkung und Zügelung seines Selbst wird man zum Meister, aber ich möchte auch die Worte des griechischen Weisen wiederholen: „Es zeugt gewiss von Männlichkeit, über die Sinnenfreuden zu gebieten, ohne ihnen zu unterliegen, nicht aber sich ihrer zu enthalten.“

Wir leben — wie immer — in einer Welt der Schlagworte, bei denen man nicht weit denkt. Man hört von Dekadenz und Verfall und tauft damit, ohne erst nach dem Sinn der Worte viel zu fragen. Was heisst denn Verfall? Das Absterben der Lebenskräfte, die Unfähigkeit, den Kampf mit dem Leben zu führen, die Sehnsucht nach der Auflösung, Zersetzung. Nur wo wir das finden, dürfen wir von Verfall reden. Und da kommen gewisse Leute, um hier keinen Namen zu nennen, und sagen: die Lieblingminne ist Verfallserscheinung. Warum? — — Hat etwa Sophokles seine Stellung im Leben nicht ehrenvoll erfüllt, hat er nicht kulturell, ja moralisch gewirkt? Hat Alexander der Grosse den Kampf mit dem Leben gescheut? Ja sogar zeitlich ist jene Behauptung eine historische Unwahrheit, da sich in den Anfängen der Volksgeschichte die Lieblingminne findet. Und ich erinnere an Theognis und Pindar; haben sie nicht beide zu Ehren des Vaterlandes und der Kultur gewirkt? Ja sogar eine Nachkommenschaft haben die meisten in die Welt gesetzt, obgleich das bei solchen Männern wahrlich nicht das grösste Verdienst ist. Und da wagen es die einen, zu deuteln und zu drehen und gar zu fälschen, und die andern suchen ängstlich nach einem

Anzeichen des dritten Geschlechts, nach einer rein weiblichen Seele in der armen männlichen Hülle. Da könnte ein Gott ungeduldig werden! Wozu soll das sein?! Wer die reiche Natur mit offenen Augen nicht sieht und hinnimmt, dem hilft auch keine Brille.

Und um von Männern aus christlicher Zeit zu reden: hat Shakespeare nicht die Kräfte seines Lebens erprobt und die Kultur für immer bereichert? Es giebt absonderliche Käuze, die es für unmöglich und unwürdig erklären, dass ein so hochstehender, reifer Mann wie Shakespeare um die Gunst eines jungen Mannes wirbt — eines feingebildeten jungen Mannes, der ihn versteht und durch seine jugendliche Frische mit Jugend belebt. Und dieselben Herren geben ihre greisen Köpfe dem Gespötte preis, indem sie zu den Füssen einer jungen Schönen liegen, die sie auslacht oder ihnen die Hand reicht, um sie etwa in guter Situation zum Hahnrei zu machen. Mir scheint das eine Tragikomödie.

Und Friedrich der Grosse, jener einzige Mann? Wahrlich, der ist keine Verfallserscheinung, er, der gegen eine Welt von Feinden das Fundament des heutigen Deutschen Reiches schuf. Nein, er ist der männlichste Mann der That, obwohl er einen Cäsarion liebte und sich nicht zu einer Staatsmaitresse verpflichtet fühlte. Freilich es giebt ja Leute, die es für allerliebst halten, wenn ein Monarch einem Dienstmädchen eine gefallene Sache aufhebt, blos weil sie ein Weib ist — so las ich es in einer grossen Zeitung, die allerdings mehr amerikanisch-pariserisch als deutschen Geistes ist. Es ist auch kaum zu verwundern, wenn solche Halbmänner keine Vorstellung von der Würde eines Monarchen haben, dieses ersten Mannes im Staate. Der Monarch ist, wenn er seine Stellung wirklich erfüllt, die Personifizierung der Kraft einer Nation, der natürliche Vermittler aller Parteien. Er ist der Schirmherr der vornehmen Minderheit gegen die Flut von unten, er ist aber auch zugleich die Stütze der wirtschaftlich Schwächeren gegen die starke Minderheit, denn das übergrosse Anwachsen dieser gefährdet seine Machtstellung. So ist die Person des Monarchen der ausgleichende Faktor der sozialen Interessen, dessen Macht nicht so sehr gebunden sein darf, dass seine Wirkung gehindert wird. Der kraftvolle Monarch hat auch kein Wort zu fürchten, wenn er in männlichen Herzen wurzelt.

Aber die Zeit, die so gern von der Frau beherrscht wird, versteht keinen männlichen Monarchen; man lechzt nach dem Geschwätz von Demagogen und nach den salbungsvollen Phrasen von Parteiegoisten, wie nach dem gebietenden Geplauder der Salondamen. Es ist verpönt geworden, sich um männliche Kraft und Huld zu bewerben. Ich für mein Teil halte es für würdiger, einem Monarchen, dem Vertreter einer ganzen nationalen Kraft, dem Erben einer machtvollen Vergangenheit, die Hand zu küssen, als einem Dämchen Soundso. Was soll der prunkende Stolz vor Thronen, wenn die Herren doch jämmerliche Pantoffelhelden sind! Ja, das ist eher Verfall.

Und wenn wir einen Frauen- und Krankheitssüchtigen, wie Felix Dörmann, mit dem Grafen August von Platen vergleichen, oder diesen wiederum auch mit seinem taktlosen Gegner Heinrich Heine, dem cynischen Frauendichter — wer ist wohl da der Männliche? Man höre jene Verse von Dörmann:

Ich liebe die fahlen und bleichen,
Die Frauen mit müdem Gesicht,
Aus welchen in flammenden Zeichen
Verzehrende Sinnenglut spricht.

Ich liebe, was niemand erlesen,
Was keinem zu lieben gelang:
Mein eigenes, urinnerstes Wesen
Und alles, was seltsam und krank.

oder:

Auch meine Seele wurde krank geboren,
Ihr fehlt die Lust, die Kraft, der Mut zum Leben.

Und Heine ist ja sattsam bekannt. Wer daneben die meist kraftvollen Poesieen Platens stellt und mit gesundem Verstande liest, dem wird es wohl nicht schwer fallen, zu sagen, wer hier der Männlichere, Moralischere und auch der Gesundere ist. Gerade Graf Platen, der offener als irgend einer seine Liebe zu Jünglingen bekennt.

Wenn alle jene Grössen unsrer politischen und kulturellen Geschichte so schlecht, so verlumpt oder so krankhaft waren, ja warum preisen wir sie? Warum stellen wir ihnen Denkmäler, warum füttern wir die Jugend mit ihren Werken? Ist das nicht eine jämmerliche, unmoralische, unchristliche Verlogenheit? Es ist eine unmännliche Feigheit, eine Rückgratschwindsucht, an der

wir kranken. Und nun gar das Verdrehen und sinnlose Deuteln! Ich will es gewissen Leuten nicht verdenken, wenn sie von wirklichen Dichtern und Männern behaupten, sie arbeiteten in Nachempfindung oder auf Bestellung. Wie könnte man auch von Menschen, die nicht aus eigener Erfahrung wissen, was innerstes Schaffen ist, erwarten, dass sie da nicht auf Holzwege geraten, wo es sich um Beurteilung eines so ursprünglichen Gebietes handelt. Ein wahrer Dichter schöpft nur aus seinem Herzen und Empfinden, und sollte es auch scheinbar Anlehnung sein; es klang dann eine verwandte Saite in seiner Seele wider.

Wenn es in der That erwiesenermassen der Fall wäre, dass die Lieblingminne (und Freundesliebe) dem Staate, der Gesundheit, der Moral schädlicher werden könnte als die übliche Frauenminne, wenn beide nicht über das Mass gepflegt werden, so wäre ich der ersten einer, der für ihre Einschränkung wäre. Gewiss, der Staat ist um der Menschen willen da, nicht umgekehrt; aber wir brauchen den Staat, denn trotz aller Humanität — *homo homini lupus* — ist der Mensch im Kampf mit dem Menschen, und da ist nichts zu jammern, denn so ist's von Natur. Darum ist der Staat und sein gesundes Gedeihen als eine natürliche Notwendigkeit zu schätzen. Also nur was fördert und gesund und stark macht, wollen wir fördern. Und gerade deshalb und nur, weil ich das nahe Verhältnis von Mann zu Mann, vom Manne zum Jüngling, vom Jüngling zum Jüngling für ein starkes Element des Staates und der Kultur halte, habe ich mich im Interesse des gemeinen Wohls und der persönlichen freien Entwickelung dieser schwierigen Arbeit unterzogen.

Jeder vernünftige und überlegende Mensch muss sich doch fragen: Kann das ein Zufall sein, dass soviel hervorragende Vertreter unsrer Kulturgeschichte diese Neigung und diese Liebesverhältnisse gepflegt haben oder wenigstens, wo sie selbst noch in dem Wahne ihrer Zeit befangen waren, von dieser Neigung beherrscht wurden? Erklären wir sie für abscheulich, so müssten wir uns vernünftigerweise mit Abscheu von ihnen abwenden und unsre Kultur auch für die Zukunft vornehmer, lebenskräftiger Elemente berauben. Wozu dient es aber, wenn wir soviel Träger der Kultur für halbverrückt erklären? Was haben wir dabei gewonnen, wenn ein grosser Teil unsrer Kultur eine Stiftung von

Tollhauskranken ist? Was soll uns die Sucht der geistreichelnden Psychiater wie Lombroso?! Es ist eine Krankheit unsrer Zeit, um jeden Preis originell sein zu wollen. Alle Kritik hascht danach, einem Nachahmung vorzuhalten, wenn sie einem eins auswischen will. Daher das Verlangen vieler, sich etwas ganz Apartes auszudüfteln, daher diese Kleinkrämerei und Zerfahrenheit, daher dieses Spüren nach Krankheitsymptomen. Je spezialisierter, absonderlicher, müder, stammelnder, je sensitiv-kleiner, blassblümeranter, niedriger und ärmer eine Erscheinung ist, desto eigenartiger, desto bewunderter. Ich frage nochmals, wozu dient uns solche Krankheit- und Absonderlichkeithascherei? Das ist den Tonangebern von heute ja gleich, denn wir haben keinen Gemeinsinn. Jeder ist seine Welt, sein kleines Selbst und kommt sich dabei ungeheuer wichtig vor. Da stehen wir wieder vor zwei Schlagworten: objektiv und subjektiv. Das eine soll antik und veraltet, das zweite modern und neu sein. Als ob die Antiken nicht ebenso persönlich empfanden! Wie unterscheidet sich ein Pindar von einem Euripides! Wie ein Äschylos von einem Aristophanes! Jene Männer waren mit einer männlichen Seele begabt, davon zeugen ihre Thaten; und der kleine Aberwitz der Feinde und falschen Freunde kann ihnen nichts anhaben. Es ist wie ein Zirpen der Grillen an Pyramiden.

Nun zur Bedeutung der Lieblingminne. Ich bemerke, dass dieses Wort eine Neubildung von mir ist; ich musste ein Wort finden, das — bis jetzt — noch nicht im Munde der Leute beschmutzt worden ist. Einen Doppeltitel wählte ich, um durch die „Freundesliebe“ anzudeuten, dass sich in dieser Sammlung manches findet, was weniger den bewussten Charakter der Minne trägt, manches, wo dieses Gefühl vielleicht unbewusst unter der Oberfläche pulsiert. Jede Erscheinung des Lebens, die unterdrückt wird, artet im Verborgenen zu einer hässlichen Schattenpflanze aus. Es ist daher die Aufgabe eines vernünftigen Staatswesens, alles, was nicht Gewaltthat wider den Staat und das Gemeinwesen ist, wie Mord, Raub, Diebstahl u. s. w., an die Sonne des öffentlichen Lebens zu ziehen. So auch das innige Verhältnis von Mann zu Mann. Erste Bedingung ist dabei freilich, dass das Strafgesetzbuch keinen beschmutzenden Paragraphen dagegen enthält, es sei denn gegen einen Gewaltakt. Das ist

wohl die Grundlage einer gesunden Entwickelung, genügt aber noch nicht: wir sehen das praktisch im heutigen Frankreich und Italien, wo die Lieblingminne Gesetzesfreiheit geniesst und doch zu keiner Kulturblüte gelangt, mithin dem öffentlichen Leben nicht dienstbar geworden ist. Es handelt sich nicht darum, die Augen vor einem Laster zuzudrücken oder eine Unzurechnungsfähigkeit zu dulden. Das ist eine fruchtlose Halbheit. Es handelt sich vielmehr darum, Nutzen zu ziehen aus einer Erscheinung des Lebens. Es liegt mir ferne, hier dafür Stimmung zu machen, dass die gesetzgebende Regierung sich gewisser „Enterbter" des Lebens erbarme, die von der Natur stiefmütterlich behandelt seien; nein, mir liegt es daran, darauf hinzuweisen, dass wir uns eine Quelle der Kraft entgehen lassen.

Ja, eine Quelle der Kraft: das können diese Verhältnisse sein. Wenn wir mit offenen Augen in der Geschichte blättern, werden wir auch Beweise dafür finden. Obenan steht das alte Griechenland, um nicht thöricht von der Antike zu reden, denn Römer und Griechen gleichen einander wie Franzosen und Deutsche. Die Griechen waren gewiss kein tadelloses Idealvolk. Wo gäbe es ein solches! Wer aber behauptet, diese Liebe wäre daran schuld gewesen, dass sie politisch zu Grunde gingen, beweist nur, wie wenig er die Geschichte kennt oder kennen will. Es wäre das ebenso thöricht, wie zu behaupten, dass Christus an den Greueln des Christentums schuldig sei. Die Zerfahrenheit, die Spaltung und die wachsende demokratische Verständnislosigkeit für grosse Politik und grosse Männer, sowie das Wachsen äusserer Mächte (Makedonien und Rom) wurden am Untergange Griechenlands schuld. So ging auch die frühere Grossmacht Schweden durch Preussens und Russlands Wachsen zurück. Und welches Volk wird nicht zuletzt zur Geschichte? Gerade in der Zeit des Verfalls verschwindet in Hellas die Lieblingminne als ehrlicher, staatlicher Faktor, gleichzeitig mit dem Zerbröckeln aller alten, grossen Institutionen. Dass es sich nicht um Verführung von Kindern handelt, versteht sich von selbst. Es ist auch in Griechenland nicht der Fall gewesen. Es ist auch ganz willkürlich und nur eine Folge unsrer Gewohnheiten, wenn jemand behauptet, die Hingabe vertrage sich nicht mit dem Ehrgefühl des Mannes;

sie hat sich stets damit vertragen bis heutigen Tages. Aus welchem absoluten Geiste lässt sich so etwas herausdüfteln!

Und gerade bei uns Deutschen, die wir trotz allem den Griechen am nächsten stehen, trifft sich das innige Verhältnis vom Mann zum Manne, welches in der Liebe seinen höchsten Ausdruck findet. Aus Frankreich, von den provençalischen Höfen kam jene abgöttische Frauenverehrung, die durch den Marienkultus ihre Weihe erhielt; von dem Hofe des deutschen Erzfeindes Ludwigs XIV. und des Mätressenkönigs Ludwigs XV. ward die Abgötterei des Weibes diktiert. Noch heute heisst es ja, der Deutsche sei nicht so galant wie der Franzose, will heissen: der Deutsche hat noch nicht seinen Rest von Männlichkeit verloren, er sieht im Weibe die Genossin, nicht die Herrin, und im Freunde noch den Genossen. Mag man darüber spotten jenseits und diesseits des Rheins, die Siege sprechen für die Deutschen. Der galante Soubise nahm Reissaus vor dem männlichen Hohenzollern Friedrich, der so innig und zart um seinen Cäsarion zu klagen wusste.

Im Kriege wie im Frieden können diese Verhältnisse von hoher moralischer und staatlicher Bedeutung sein. Wie die Dinge jetzt liegen, betrachtet der Mann den Mann hauptsächlich als Konkurrenten um den Beutel des Dritten und als Nebenbuhler um die Gunst einer Schönen oder den Beutel einer Unschönen. Höchst selten findet eine nahe, innige Einwirkung von Mann zu Mann statt, und gerade das ist die beste männliche Erziehung. Was fruchtet es, ob wir soviel mehr oder weniger in der Schule uns eintrichtern, wenn wir nicht praktisch für den Kampf des Lebens durch die Liebe Erfahrener geschult werden? Unpersönlichweise Ermahnungen wirken nur allzu wenig auf den Knaben oder Jüngling, der dabei doch kein Herz schlagen fühlt. Wie schädlich wirken nicht solche Erzieher und Lehrer der Jugend, die ohne Herz, ja oft mit Bosheit ihre Weisheit den Knaben auskramen! Wer die Knaben nur als Schulobjekte betrachtet, ja wer sie nicht lieben kann, wird ihnen fast nie ein förderlicher, anspornender Lehrer sein. Und das merkt die Jugend.

Was denken sich die weisen Lehrer und Eltern von der männlichen Jugend, die doch erst meist in der zweiten Hälfte der Zwanzig oder gar später zur Heirat schreiten kann? Wenig

oder nichts. Wer denkt daran, wie viele ihr Nervensystem schädigen, weil man auf ihre natürlichen Funktionen keine Rücksicht nimmt, die doch ihren Weg gehen müssen, und bald in Selbsterschöpfung, bald bei der verseuchten Käuflichkeit ihre Befriedigung suchen müssen. Wie lange soll diese Nichtachtung der von Gott geschaffenen Natur die Nervosität und Verseuchung der Geschlechter bis ins Grenzenlose steigern! Statt den Forderungen der Sinne und des Gemüts mit offenen Augen in massvoller Weise gerecht zu werden, lassen wir sie im Dunklen wuchern, um unsrer trägen Beschränktheit den gewohnten Lauf zu lassen. Wir ignorieren und leugnen, was doch da ist, oder erheben ein unthätiges Klagegeschrei über geheime Sünde und Verderbtheit.

Im offenen Anschluss aneinander muss sich die Jugend der Jugend freuen. Im Anschluss an einen andern verlernt der Mensch nur an sich zu denken; in der Liebe und Fürsorge und Belehrung, die der Jüngling von seinem Liebhaber erfährt, lernt er von Jugend auf die Wohlthaten der Hingebung kennen; in der Liebe, die er erweist, bei den kleinen und grossen Opfern eines innigen Verhältnisses gewöhnt er sich an die Hingabe seiner selbst an einen andern. So wird schon der junge Mann zu einem Gliede des Gemeinwesens herangebildet, zu einem nützlichen Gliede, das nicht nur sich und immer sich im Sinne hat. Wieviel näher verwächst da der Einzelne mit dem Einzelnen, so dass das Ganze sich in der That als Ganzes fühlt. Heute scheint das vielen lächerlich, weil sie von ihrer Selbstsucht nicht lassen können. Unsre studentischen Verbindungen haben ihre nationale Aufgabe erfüllt und sind nur noch von geringem äusserlichen Nutzen für das Gemeinwesen, mögen sie auch nebenbei manches treue Verhältnis fördern. Meist steht doch der eine dem andern wie einem eventuellen Feinde gegenüber, den er fordern muss, sobald ihn ein schiefer Blick trifft; es ist stets ein Bürgerkrieg im Kleinen, der im Keime da ist, und das ist dem Staate wahrlich nicht förderlich.

Der rauhe Verkehr von Mann zu Mann erstickt die Keime einer feineren Kultur und lässt jenen Unteroffizierston aufkommen, der wenig zur Veredelung eines Volkes beiträgt. Ich muss an das Gespräch denken, das der weise Solon mit dem Barbaren

Anacharsis bei Lukianos führt. Der Skythe denkt es sich etwa so, wie es bei uns hergeht, und Solon lehrt ihn die Bedeutung der ästhetischen Erziehung Athens. Die Frauen selbst könnten nur dabei gewinnen, wenn die Männer ein feiner geschultes Gemüt mit sich brächten.

Das enge Verhältnis zweier Männer bewirkt ferner, dass man unwillkürlich und nicht ohne Grund von dem einen auf den andern schliesst; ist also der eine achtbar und ehrenwert, so wird ihm naturgemäss daran liegen, dass auch der andre ihm nicht Schande bereite. Es entsteht somit ein Band der moralischen Verantwortlichkeit in bezug auf die Tüchtigkeit. Und was kann dem gemeinen Leben förderlicher sein, als wenn sich seine einzelnen Glieder für einander verantwortlich fühlen? — Das ist es doch, was den nationalen Sinn ausmacht, die Kraft eines Volkes, dass es ein in sich geschlossenes Ganzes ist, wo eins sich im andern angegriffen fühlt. Solche Verbindungen können von höchstem sozialen Werte sein, wie es die Familie ist. Gerade in der Stunde der Gefahr erprobt sich die Wirkung dieser Geschlossenheit, denn wo einer mit dem andern steht und fällt, wo die Opferfreudigkeit, im kleinen geschult, gleichsam zum warmherzigen Instinkte wird, da giebt es eine Macht von unberechenbarer Bedeutung, eine Macht, die nur die Thorheit gering achten kann. Die stählende Kraft dieser Bündnisse hat sich ja auch schon praktisch erwiesen, wie in der heiligen Schar der Thebaner, die den Sieg von Leuktra erfocht (vgl. Plutarch, Epaminondas und Flaubert). Dies erklärt sich doch wohl auf höchst natürliche, psychologische Weise: wo jemand sich mit Leib und Seele dem andern verbunden fühlt, sollte er da nicht alle Kräfte anspornen, um ihm förderlich zu sein, um ihm diese seine Liebe auf jede Weise darzuthun? Wer das nicht einsehen kann und mag, dessen Verständnis oder guten moralischen Willen dürfte man mit Recht anzweifeln. Natürlich wird es immer Subjekte geben, die allein dem grossen Egoismus und einzig der Befriedigung ihrer nächstliegenden Instinkte huldigen. Diese Elemente werden wir nie ausrotten, mit ihnen haben wir immer und unter allen Gesetzen zu rechnen. Es ist aber, gelinde gesagt, eine Thorheit, nach den schlechten Elementen die guten zu beurteilen. Da ich hier nur eine Einleitung geben will, möge

der Leser sich die weitere Erläuterung in der Sammlung selbst suchen.

Nur noch einen Blick vom christlich-religiösen Standpunkte. Es hiesse die Seele des Menschen verkennen, wollte man nicht mit der Religion Christi rechnen. Die Religion überhaupt ist ein Bedürfnis der Menschen. Daher ist es nicht zu vermeiden, dass auch der Staat und die Regierung auf sie Rücksicht nimmt. Die völlige Trennung von Kirche und Staat ist schon aus dem Grunde nicht gut möglich, weil die Regierenden selbst doch Menschen sind mit religiösen Bedürfnissen. Was ist denn Religion? Die Art und Weise, wie wir uns mit dem Leben auseinandersetzen, mit dem Werden, Wachsen und Vergehen. Es ist eine Weltanschauung, die für den Einzelnen zur Welterlösung werden kann. Bei uns ist die Person Jesu Christi der Brennpunkt einer solchen Religion. Es ist neuerdings Mode geworden, mit tönenden Worten und einem aufgeklärten Achselzucken über das „Christliche" hinwegzugehen. Man kommt sich dabei so frei und vorgeschritten vor. Aber „es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten"! Wer mit seiner Unabhängigkeit prahlt, gemahnt mich stets an einen freigelassenen Sklaven, der im geheimen noch den Druck der Fesseln spürt. Wer innerlich frei geboren ist, kann auch in den Schranken einer überkommenen Weltanschauung freier sein, als jener. Man kann ein Christ sein und doch vorurteilsloser und ehrlicher sein, als ein Atheist und Freidenker, wie etwa ein Schopenhauer, der gewiss die Antike und Geschichte kannte und doch sich dazu hergab, eine beschränkte Unwahrheit zu schreiben, die sein Wissen nicht verantworten konnte, indem er diese Neigung einzig dem Alter zuschrieb — und das einer spekulativen Konstruktion zuliebe.

Erscheinungen, die in der Geschichte der Menschheit ergraut sind, kann man nicht mit einigen Phrasen in die Rumpelkammer werfen; man muss sie behutsam sichten und klären. Es ist wahr, wir haben mit dem heutigen Christentum zu rechnen, das im ganzen nur ein Zerrbild ist. Das ist das Los aller Ideale, dass sie zu Zerrbildern werden. Wenn wir das alles christlich nennen wollten, was im Laufe der verflossenen anderthalb Jahrtausende geschehen, es wäre lächerlich. Fast die ganze Geschichte des Christentums ist ein Protest gegen die Persönlichkeit Christi.

Hass und Verfolgung, Blutvergiessen und grausame Kämpfe, ein gegenseitiges Zerfleischen ohne Schonung des Nächsten . . . Und das alles im Namen Dessen, der da gebot, seine Feinde zu lieben, im Namen Dessen, der da sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“! Und all das Schimpfen und Beschmutzen, die Sucht, Fusstritte auszuteilen — im Namen der Moral Dessen, der da verlangt, dass wir alles zum Besten kehren. Ist es nicht eine stumpfe Blindheit, den schreienden Gegensatz da zu verkennen?

Nach der Anschauung Christi ist es vor allem die Gesinnung, welche den Unwert, die Sünde einer Handlung bestimmt. Daher sein Unwillen über die Pharisäer, welche auch heute noch zu Gericht sitzen. Käme doch heute derselbe Heiland und spräche dieselbe Sprache und triebe die Feilscher aus seinem Tempel! Was würde man wider so groben Unfug sagen! In einer Notiz der Lokalchronik würden die Zeitungen den Heiland der Welt abthun, und dann kämen die Witzblätter . . . ein dankbarer Stoff neben all den sogenannten verlumpten Baronen und albernen Leutnants, wie man sie heute für einige Groschen der grossen Menge auftischt. — Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt, also hat er auch keine Staatsgesetze in dieser Welt. Wem fiele es denn auch ein, die wirklichen ethischen Forderungen Christi zum Gesetz zu machen. Das wäre den Herren viel zu unbequem, dann müssten ja fast alle hinter Schloss und Riegel sitzen. Oder sind die Herren am Ende so gerecht, dass sie alle Gebote Christi erfüllt haben? Dann brauchten wir ja den Erlöser nicht mehr. Darin hat die katholische Kirche recht, wenn sie den Unglauben für schlimmer als irgend eine sündige That ansieht. Denn so sagt es Christus selbst: „.... Und wo euch jemand nicht aufnehmen wird, noch euere Rede hören, so gehet hinaus aus jenem Hause oder jener Stadt und schüttelt den Staub von euren Füssen. Wahrlich, ich sage euch, dem Lande der Sodomer und Gomorrher wird es erträglicher gehen am Tage des Gerichts als denn solcher Stadt . . . .“ (Matth. 10). Aber Christus hatte auch dafür keine irdischen Strafen, geschweige denn Gefängnis und Scheiterhaufen. Wahrlich, ein Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, braucht doch keine Polizeispitzel und Kerker, um seine Hoheit zu wahren; das sind menschliche, rein staatliche Einrichtungen. Sein Reich

ist aber nicht von dieser Welt. Christus hielt wahrlich nicht mit seinen Worten hinter dem Berge, er rügt, wo er rügen will. Verhältnisse, wie sie die Lieblingminne mit sich bringt, hat er nie mit einem offenen Wort verurteilt. Es findet sich keine solche Stelle in sämtlichen Evangelien. Lag es nicht gerade im Orient nahe, davor zu warnen, wo diese Verhältnisse gang und gäbe sind, und gar in einer Zeit, da sich der griechische Geist so stark in Palästina verbreitet hatte. Wir erfahren nur eins immer wieder, dass Christus einen Jünger hatte, den er vor allen liebte, obwohl es doch selbstverständlich war, dass er ihn als seinen Nächsten lieb hatte; aber es wird stets betont, dass er zu ihm in inniger, persönlicher Beziehung stand. Und die ganze christliche Kunst hat es nicht anders verstanden, als dass sie diesen Jünger Johannes als einen schönen Jüngling von zartem Gemüte darstellte. Ich ziehe deshalb noch keine übereilten Schlüsse.

Und dennoch klammert sich unsre sogenannte christliche Welt gerade einzig an den ehemaligen Pharisäer Paulus, der mit Christus nicht einmal persönlich in Berührung gekommen war und der Einzige ist, bei dem sich eine Stelle findet, die aber beweist, wie wenig Paulus die ethische Bedeutung dieser Verhältnisse im Auge hatte und dass er dabei einzig an blos einseitige Beziehungen der Übersättigung dachte, wie sie die käufliche Lust noch heute mit sich bringt. Das geht auch nur die jüdisch-römischen Buchstabengläubigen was an. Wer sich als Christ allein an die Person Christi hält, findet nichts dawider und wird sich nicht der Erkenntnis verschliessen, dass Christus mehr als Paulus ist und dass letzterer, als er das schrieb, nicht genügend Einsicht in die Sache genommen, wie das auch heute noch bei vielen ehrenwerten Männern der Fall ist; denn Paulus war als Pharisäer streng im alten Gesetz aufgewachsen, in dem es auch heisst: „Aug um Auge, Zahn um Zahn“, wogegen sich ja Christus ausdrücklich tadelnd wendet. In keinem Falle greift Christus mit Gewalt in das Staatsleben ein, denn sein Reich ist nicht von dieser Welt. Freilich, die christlichen Kirchen sind einmal in ihrer Ordnung da und rechtens; aber sie werden sich sagen, dass sie durch Verfolgung und Ignorierung dieser Macht sich mehr Feinde als Freunde machen, mehr Gläubige verlieren als gewinnen; und es fehlt auch schon nicht an dieser Einsicht.

Eine wie kurze Weile ist es erst her, dass man noch Hexen verbrannte — im Namen Christi! Aber verkennen wir es nicht, es war ein Christ, der Jesuit Friedrich von Spee, der zuerst seine Stimme gegen diesen Wahn erhob. Und es werden sich auch Christen meiner Erkenntnis nicht ewig verschliessen.

Der Herausgeber selbst dürfte wohl, wenn Entwickelung und Gewöhnung durch Generationen etwas bedeutet, dem Verständnis für christliche Kultur nicht ferne stehen, da er, von tiefreligiösen Eltern, einer alten christlichen Familie entstammt, in der sich eine geistliche Herrschaft (Zabeln) ununterbrochen wie ein Majorat durch hundert Jahre gleichsam fortgeerbt hat.

Somit wäre die Erscheinung, um die es sich hier handelt, nach zwei Seiten hin beleuchtet worden und einerseits diejenigen zurückgewiesen, welche sich in feindseliger Verleumdung nicht genug ergehen können, anderseits auch die, welche durch ihre krankhaften Theorieen (vom Urning und von der Effemination) alles verwirren und verzerren. Ich will ja nicht leugnen, dass es solche extreme Erscheinungen giebt, denn die Natur ist unerschöpflich reich, aber die Lieblingminne deckt sich mit ihnen keineswegs. Und ich hoffe, die Sammlung thut das Ihrige, zu zeigen, wie Unrecht beide Parteien haben, wie sehr sie der Wirklichkeit Gewalt anthun durch das Verallgemeinern, diesen Hauptfehler aller Menschen. Demgegenüber sagt Goethe mit Recht von J. J. Winckelmann: „Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen."

Der Nationaldeutsche ist am Ende doch der Mensch in der heutigen Kulturwelt, der etwas ernst nimmt, darum lässt er sich schwer überzeugen, sehr schwer; aber wenn er in seiner Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit dazu kommt, dann erwächst ihm daraus ein Kulturfaktor, im Gegensatz zum Franzosen und Italiener, deren Einsicht, so schnell sie scheint, so wenig in die Tiefe dringt. Ihr Freiheitssinn und ihr „Laisser faire" ist zumeist ein oberflächlicher Kompromiss schroffer Gegensätze, bei dem es sich unter Umständen gut leben lässt, wenn man kein zu peinliches Gewissen und kein starkes, offenherziges Ehrempfinden hat — aber neue Kulturmöglichkeiten entstehen da schwer. So freue ich mich des Deutschen, obwohl er in manchem noch zurück scheint, und ich wünschte nimmer ein andrer zu sein, noch in einer andren Sprache

zu schreiben, als in dieser überreichen, schönen, die der altgriechischen am nächsten kommt, die die zartesten Töne der Lyrik hat und zugleich wie ein gewaltiger Strom sich zu ergiessen vermag.

Was die Sammlung anlangt, so versteht sich von selbst, dass sie nur ein Stückwerk werden konnte, schon aus dem Grunde, weil sich eine solche Riesenarbeit vollständig nur unter gegenseitiger Bereicherung entwickeln kann; und hier gab es so gut wie gar keine Vorarbeiten, es musste alles selbst gewonnen, ja allzuhäufig unter der Hülle verblendeter Verstümmelung herausgefunden werden. Ohnehin hat dieses Werk dem Herausgeber viel Zeit von seinen eigentlichsten Arbeiten geraubt. Aber wo es sich um eine Kulturarbeit handelt, durfte die Mühe nicht gescheut werden; und sollte damit die sachliche, vernünftige Erkenntnis um einen Schritt gefördert werden, so wird es mich mehr freuen, als jedes Lob meiner persönlichen Werke. Häufig sah ich mich zu Neuübersetzungen veranlasst, weil die früheren mir nicht zu entsprechen schienen. Demgemäss habe ich auch fast nur das bringen können, was ich selbst nachprüfen konnte; das Skandinavische fehlt daher ganz. Einige Übersetzungen hat mein Freund, Herr Dr. phil. Eduard von Mayer, übernommen, wofür ich ihm hiermit meinen Dank ausspreche. Da die Übersetzer wechseln, habe ich stets den Namen des Betreffenden zur Orientierung angegeben. Natürlich konnten in dieser Sammlung, die einen so weiten Umkreis hat und nicht zu teuer werden durfte, wiederholt nur Bruchstücke gebracht werden. Ich habe nach Möglichkeit versucht, dabei das Verständnis und den Zusammenhang zu wahren. Daher musste auch die so lehrreiche Beifügung von Belegen zur Frauenminne, die sich bei denselben Autoren finden, unterbleiben. Der Anhang, welcher Urteile über führende Geister oder sehr kleine Bruchstücke von ihnen bringen soll, ist allerdings beinahe nur eine grosse Anmerkung geworden und beschränkt sich hier ziemlich auf die bedeutenden Männer Griechenlands. Sollte nach fünfzig oder hundert Jahren vielleicht eine Neuauflage nötig werden, so würde sich ja dieser Anhang zu einem zweiten Teil erweitern lassen, und dann würden vielleicht auch die kleinen Biographieen eine andre Gestalt gewinnen und einiges Polemische fallen können, das ich wider Willen hier

der Deutlichkeit halber bringen musste. Zur Klarstellung einer so verdunkelten Sache musste auch manches seinen Platz finden, was vielleicht sonst in einer litterarischen Lese unterblieben wäre.

Aus alledem wird der Leser im voraus schliessen, dass es dem Herausgeber nicht auf ein sensationelles Werk ankam, nicht auf eine erotische Sammlung, sondern auf eine ethische Kulturthat. Wie weit das gelungen ist, ist eine andre Frage. Unter eine Arbeit, die nicht der Ehrlichkeit dient, hätte ich meinen ehrlichen Namen nicht gesetzt, auf den ich nur allen Grund habe stolz zu sein. Es wurde absichtlich nur bereits Gedrucktes gebracht, mit Ausnahme des toten Dichters Verlaine, so dass sich keine einzige sensationelle Enthüllung findet. Daher wurde auf manches Verzicht geleistet, das auch auf bekannte lebende Personen ein erläuterndes Licht geworfen hätte, auf Persönlichkeiten, die bei uns in sozialem Ansehen stehen. Eine genaue Bibliographie findet sich am Schluss des Werkes. Diese Arbeit, von der ich mir noch keinen Dank verspreche, obwohl sich schon Stimmen moralischen Mutes erheben, übergebe ich somit der Öffentlichkeit — der Zukunft.

Elisar von Kupffer.

Pompeji, 1899.

AUS DER

HARFE DES TODES

LIEDER

VON

ADOLF BRAND

UND

FERDINAND FREIHERZ

AUS DER HARFE DES TODES
HANS KURTH

Ferdinand Freiherz.

I

Wie Nordlandseis
Und wie der Golfstrom stark und heiss,
Ist Sehnsucht leuchtend Deiner Welten Meer.

Doch Deines Lebens Segel tauchten Nacht,
Des Todesreiches wehe Königspracht —
Und Riesenfackeln rauchten drüber her.

So zogst Du einsam still von Land zu Land —
Und ob das Herz auch nimmer Ruhe fand:
Das Scheiden wird der Seele thränenschwer!

II

Eine goldne Spange am Wolkenrand,
Im glühen Blicke ein Hoffnungspfand
Und der Heide träumendes Schweigen.

Wachholder grüssen mit düstrem Sinn
Und weinend schreit ich an Gräbern hin,
Bis lächelnde Sterne sich neigen.

Windharfen klingen und singen leis,
Und einsam ein Licht, so lieb und heiss,
Mir Ruhe winkt aus den Zweigen!

III

Um Eichenkronen rauscht Morgenwind,
Weissbirken sich neigen und leuchten lind,
Im Haar grünschimmernde Seide.

Libellen gaukeln im Sonnenschein,
An Zäunen und Pforten glüht wilder Wein
Und Erika sinnt durch die Heide.

Darüber der Himmel so gross und blau,
So goldig die Fluten und trunken die Au —
— Nur weitab vom Glücke wir beide!

IV

Blutrunen lohn weit über Weltentiefen —
Dämonen sind's wild, die ins Ödland riefen:
Du, Du bist mein!

Die Nornen ziehn stumm ihre Schicksalskreise,
Und Raben flattern zum Toteneise:
Auf ewig Dein!

Blaudämmer wehn schimmernd wie Opferzeichen —
Der Lotosknabe kniet an unsern Leichen
Im heilgen Hain!

Adolf Brand.

„So wirst Du einst wohl scheiden."

Meinem lieben Adolf Brand.

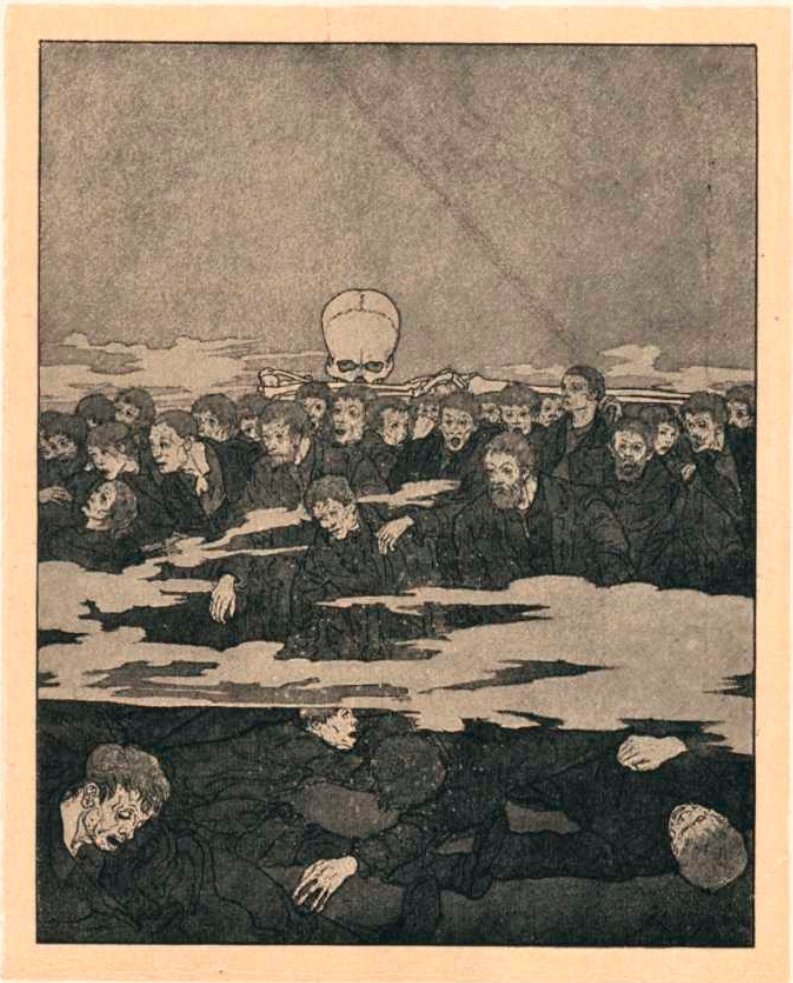
Tod,
Du seist uns schrecklich? — nimmermehr!
Komm, Freund,
Und führe mich zum grossen Heer.
Begleite mich zum schönen Reich,
Wo Alles frei und gleich.

Ich hatt ein Ziel — geliebt — gelebt,
In Schmerz und Hoffnung fortgestrebt
Für Recht und Licht.
Und krönt der Sieg auch Manches nicht —
Für Wahr und Gut
Verflog mein Blut
Hin in des Äthers Blau.
Nur weiter für der Erden Not,
Im Glanz des Friedens Morgenrot!
Heut oder nie! Mit Mut gewagt,
Bis über Euch der Segen tagt!

Hört Ihr den Gruss? —
Lebt glücklich wohl! —

O Sonne steige! — juble Welt,
Wie sich das Lied zum Lied gesellt.
Hier ist die Scholle — doch ich mein:
Des Geistes Grab muss Liebe sein!

Ferdinand Freiherz.



JOSEPH SATTLER: GLEICHHEIT

ZU FERD. MAX KURTH: REIGEN DER TOTENTÄNZE

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

REIGEN DER TOTENTÄNZE.

III.

Bei der friedlichen Arbeit des Pflügens wurde der Landmann (8) vom Hufe des Pferdes erschlagen. Aus dem Erdboden wächst eine dämonische Hand, die sich um den noch warmen Leib des Getöteten krallt.

Das Dachstubenelend in der armen Familie (9) ist durch den soeben erfolgten Tod des Ernährers ins Verzweifelte gesteigert worden. Wie tröstend erhebt selbst der Tod seine rippige Rechte, während draussen schon für den Toten das Armengrab geschaufelt wird.

Das Schlussblatt spricht in seiner Inschrift den Leitsinn des Halbcyklus aus:

Wir fliehn die Form des Todes, nicht den Tod, denn unsrer
höchsten Wünsche Ziel ist: Tod.

Da erscheint in der Wüste einer sündenschweren Familie der Tod als Heiland (10). Nur ein Mitglied ahnt die göttliche Sendung und ladet in Erkenntnis des Himmlischen die Busse der Übrigen, die angstvoll fliehen, auf seine Schultern. — Scenen aus dem Jenseits sind dem Kernstich beigefügt und heben noch die Wirkung des äusserst dramatisch belebten Ganzen. — — —

War dieser erste Teil „Vom Tode" in den Hauptzügen in Berlin entstanden, so machte sich der Künstler während seines späteren römischen Aufenthaltes daran, den zweiten auszugestalten. Ist in jenem der Hauptwert auf die Geistreiche, die Ursprünglichkeit der Idee gelegt, so geht durch diese Blätter ein Sturmwind von Empfindung, den nur ein Übermächtiger zu entfesseln vermochte.

Schon das erste Blatt *Integer vitae scelerisque purus* (1) ist mit der vollen Seelentiefe der nachfolgenden gesättigt. — Über der Welt thront der Riese Tod auf seinem Wolkensitze. Felsen, Berge, überhaupt die Erde in seiner rechten, Menschen unter der Sanduhr in seiner linken Hand haltend, genügt ein leiser Druck dieser — und der Staubgeborene saust in die Tiefe. Vorn steht der nackte, im Wandel reine Mensch, ringend, die verborgenen Tiefen jener Macht mit seinen klaren Augen zu durchdringen.

Knieend überreicht der Tod als Kirchenfürst (2) dem Despoten mit dem Schwert die Kriegsfackel. Die Gemahlin hatte schreckliche Gesichter in der Nacht, aber der zögert nicht, den Kriegsbrand ins Land zu schleudern. Er wird den nichtsahnenden Unterthanen mit den Sparren der eigenen Häuser die Stuben einheizen.

Ein unheimlicher Humor grinst Einem aus der Tafel entgegen, in welcher ein Gelehrter (3), nur knapp an der Spitze eines Eisberges hängend, nach der entgleisten Brille greift, um die dem Geist vorschwebenden Worte *Sciens nescieris* entziffern zu können.

Der freie unbekleidete Mensch steht hoch aufgerichtet in der Natur. Er hebt die Hände zum Himmel empor. Er dürstet nach Licht . . . Und je weiter er schreitet, je leuchtender, heller blüht's um ihn auf. — — Und doch! — — — (4.)

Mutter und Kind (5). — Einen Altar hat sich Klinger errichtet, vor den er hintreten wird, wenn er, von der Luft des Alltags angeekelt, sich am Kultus einer geniessenden Kunst erbauen will — der ihm frische Kraft spenden wird, wenn der Schleifstein des Lebens seinem Genie an die Seele zu gehen wagt . . . Nie hat der Stil ein köstlicheres, ausgeglicheneres Gewand getragen, als in diesem Hochaltar Klingerschen Geistes . . . Im abgedeckelten Sarge ruht die Leiche einer jungen Mutter, auf der ihr Kindchen hockt, das mit weiten Unschuldsaugen die Prächte des Kirchenraumes bestaunt. Wie die Feierstimmung des Gotteshauses Natur mit dem Weiheernst der Kathedrale verquickt ist, kann nur das Betrachten dieses Blattes lehren.

Auf einer Höhe tritt an den Täufer Johannes die Versuchung (6) in Gestalt eines blühenden lüsternen Weibes heran, das sinnverwirrend den Gürtel lüpst und ihm das Diadem der Verführung aufs Haar drücken will. Johannes bleibt kalt; zu sehr ist er von seiner Mission durchdrungen.

An den malmenden Schritt der Zeit (7) gemahnt die Hünengestalt der Kriegerin, die mit wuchtigem Fuss die Sonnengestalt Ruhm zu Boden gedrückt hat.

In einer Hungersnot hat das Elend (8) bei einem Nomadenvolk Einkehr gehalten. Keine Nahrung ist da, die letzten Reste werden zusammengekehrt; aber immer neue Knoten schlingt das ausgemergelte Elend in seine Geissel, um die Armen härter und härter zu treffen. — — Wie der Meister in die heulenden, tosenden Windströme Unheilsgenien verwoben hat, könnte allein als vollgültiger Beweis seines Überkönnens dienen.

Den Triumph des ganzen Werkes bedeutet das letzte Blatt (9) „An die Schönheit".

Es ist das Glaubens- und Lebensbekenntnis seines Schöpfers. — Mir ist, als betrachte ich eine Krone, die ein mittelalterlicher Goldschmiedekünstler nicht im Auftrag für einen Grossen dieser Erde, sondern für sich und sein Kämmerlein geschaffen hat, und die er schon entheiligt wähnt, wenn nur der Blick eines zweiten Menschen jemals auf ihr ruhen würde . . . . Der Mann, befreit vom beengenden Gewand, so wie er ist und erschaffen wurde, sinkt vor der Schönheit und Erhabenheit der Natur in die Kniee und betet sie an — das Höchste, was er an Opfern darzubringen vermag.

Das abgeschlossene Werk „Vom Tode II" wird zwölf Radierungen umfassen; drei stehen aus, an denen noch gearbeitet wird.

Noch sei auf Tod und Mädchen aus der gewaltigen Brahmsphantasie-schöpfung hingewiesen, in welcher Radierung der Tod als Ritter dargestellt

ist, der eine lachende Sommerwiese durchreitet. Wie die frischen Blüten des Feldes, wird der Huf seines Rosses auch den leuchtenden Mädchenkörper in den Boden stampfen. — — —

Enger, wie jeder andere Stoff der bildenden Künste, ist der des Totentanzes mit dem Volke verwachsen. Aus ihm wurde er geboren — von ihm schöpfte er seine gesundeste Nahrung und durch seine — Schnuppigkeit am Schaffen der erlesensten Zeitgenossen scheint er sich vom Volke loslösen zu sollen, um in den Spitzen der Menschheit sein Dasein in deren verschlossenen Bibliotheksälen weiterzufristen. — Freilich sind Klingers Werke teuer. — Weshalb? — Weil die Auflagen klein sind. — Weshalb? — Weil grosse keinen Absatz finden würden. — Doch Mittel und Wege wären immer zu ersinnen, sich wenigstens den Genuss der Tafeln durch Beschauen derselben zu verschaffen — — wenn nicht stumpfe Gleichgültigkeit gegen Kunst überhaupt ihre Klauen so tief in die Volksseele gegraben hätte . . .

Das mag auch der Grund sein, weshalb ein Werk, welches der an der Berliner Akademie wirkende Hans Meyer im grösseren Stile entwarf, vorläufig noch in den Kinderschuhen stecken geblieben ist. Von ungefähr zwanzig Entwürfen konnten erst neun in Radierung erscheinen.

1890 weilte Meyer in Wildbad, jenem romantischen Zauberwinkel, der uns seit früher Kindheit durch Uhlands Balladen so recht vertraut geworden ist. Da stand er eines frühen Tages beobachtend in der Nähe eines Brunnens, der Kranken, Schwachen seit Urzeiten sein labendes Wasser gespendet hatte. Wie er so in sich hineinträumte, gewahrte er einen siechen Greis, der sich mit schwankenden Knieen zu jener heilsamen Quelle schleppte. „Du willst dir Leben trinken? — Komm her, ich schenke ein . . .“ glaubte der Künstler eine hohle Stimme zu hören . . . Das war eine Scene, die sich ihm fest in den Sinn gegraben hatte. Wie es Malerart, wurde, heimgekehrt, das Erlebnis den Tagebuchblättern der Skizzenmappe anvertraut. So reifte das Begehren, ein einzelnes Blatt zu zeichnen, mählich zu einem Entschluss, eine zusammenhängende Folge solcher Tafeln — einen Totentanz zu komponieren.

Als Titelblatt des Ganzen wurde ein Entwurf gewählt, in welchem der König Tod auf hohem Söller steht, unter dem sich sein Reich: Erde in die Runde breitet. — Jener Gesundheitsbrunnen, der den ersten Anstoss zur Reihe gab, ist mit Lahmen, Krüppeln, Schwerkranken umgeben, denen der Tod das Quellwasser reicht. — In unmittelbarer Nähe eines Treibhauses, dem weiche Düfte entströmen, entzieht der Tod den Händen der Mutter sanft ihr Kind*. —

Die Sensen — sie schwingen
Die blinkenden Kreise —;
Es hat von uns jeder
Seine eigene Weise . . .

ruft übermütig ein Schnitter* dem andern zu. Aber dieser andere schauert zusammen — die Sense entfällt der zitternden Hand — sie hat sich gegen ihren Führer gerichtet. — Eine hervorragende Wirkung erzeugt der alte Mann*, welcher nach des heissen Tages Mühe den beschwerlichen Bergstieg zu seiner Hütte emporklimmen muss. Mit welcher Majestät ist die Kraft des leichtfüssig

hinter ihm herschreitenden Todes gepaart, der jenen bald erreicht haben wird? Ich verweise besonders auch auf den lokalen Hintergrund, der echte Schwarzwaldstimmung atmet. — „Zur guten Herberge“* prangt über einer schlichten Thür, in die der Tod als Wirt den müden Wandersmann zur letzten Rast hineingeleitet. — Dem Steinklopfer*, welchem mit jedem Stein, den er zerschellte, ein Stückchen Leben zersprang, flüstert der Tod unter der schützenden Matte ein tröstendes Wort zu. — Dem Einsiedler* bringt er die ersehnte Ruhe, welche dieser trotz aller Zurückgezogenheit doch noch nicht so ganz finden konnte. In den Sternenhimmel, welcher des Eremiten Behausung überwölbt, ist ein schön Stück Poesie verflochten. — Im Gegensatz zur Friedensstille jenes Stiches wird dem Holzfäller* durch den stürzenden Baum ein gewaltsames Ende bereitet. — Ein Klostergarten von höchstem landschaftlichen Reiz dient dem Mönch* als Staffage, der mit offenen Armen freudwillig dem Tode entgegengeht. — Auch die Greisin* fleht den Allerbarmer an, sich doch endlich ihrer anzunehmen. — Die rauschenden Klänge der Zirkusmusik werden der Parforcereiterin zum Grabgeläut werden — Clown Tod hält den Seidenpapierreifen. — Wucherer behandelt das alte — immer neue Thema von der Vergänglichkeit irdischer Schätze. — Die Schilderung des Blinden hat mich ergriffen, wie er vom Tode über eine Brücke geführt wird, deren hinteren Teil der jähe Sturzbach fortgespült hat. — Welche Naivität zieht durch den Ringelreihen üppiger Kinder, die mit dem Tode Mummelsack spielen. — Dass der rücksichtslose Zerstörer seine Lust zuweilen am Zusammenprall von Eisenbahnzügen übt, ist unserm Zeitalter eine zu bekannte Erscheinung. — Dem Schlemmer, der an prunkender Tafel sein Leben vergeudet und den Tod zum Tischgenossen gewählt hat, sind wir auf den Alltagswegen wiederholt begegnet. — Wer hat nicht von Schiffen gehört, denen eine scharfe Hand Segel, Ruder, Masten im Sturm abgetrennt hat. —

Unser Ende ist — Tod. Und wenn wir diesen letzten Punkt, der ja immerhin noch mit zum Leben zu rechnen ist, erledigt haben, treten diejenigen in Aktion, welche uns die Strasse zurück zur ewigen Mutter Erde bahnen — die Totengräber.

Sechs Schuh die Länge,
Vier Schuh die Breite,
Hübsch glatt die Gänge
Auf jeder Seite.

Ich kenn' die Masse:
's ist alter Satz; —
Sogar ihr selber
Habt darin Platz . . .

singt der eine den zwei Gefährten zu, die gemeinsam eine Grube schaufeln. — Dieser Eine ist Er: — der Tod . . .

Das sind im wesentlichen die Blätter und ihr Inhalt, von denen bisher nur die mit einem * bezeichneten im Verlage von Rud. Schuster in Radierung erschienen sind. Diesen Lieferungen hat Meyer auf dem Schutzdeckel eine

Vignette beigegeben. Dieselbe besteht in einer Sphinx, welche in den Krallen eine Schlange und eine Sense hält — ein sinniges Wahrzeichen des Totentanzes.

Der bekannte Joseph Sattler macht sich in Strassburg daran, einen wirklichen modernen Totentanz zu entwerfen. Er bricht mit aller Tradition. Nicht auf den Holzstock oder für den Holzschnitt zeichnet er — nein, in Tuschmanier führt er seine Blätter aus. Es ist dies zu verwundern, da man ja sattsam weiss, welch' ausgezeichneter Schwarzweissstrichkünstler Sattler ist. Er hielt die beliebig zu nüancierende Aquarellfarbe seinem Vorwurf für angemessener.

Er hat versucht für das, was am modernen Leben nagt und frisst, Gestalt zu finden. Die dreizehn Bilder, aus denen sich sein Cyklus zusammensetzt, sind bezeichnet:

1. Der Wurmstich. Der Tod als Skelett läuft auf Stelzen über aufgeschlagene dickleibige Folianten. Die Spur, welche jeder Stelztritt zurücklässt, bedeutet einen Wurmstich.

2. Der Lockruf des Todes. Voll Grösse. Im Hause hört ein herzwunder Jüngling die grausige Melodie, welche der Tod oben auf dem Schornstein — nach Art der Pansflöte — pfeift.

3. Das baufällige Haus. Der Tod stemmt sich als Stütze gegen ein baufälliges Haus, welches umzusinken droht — ein zermorschender Schutz.

4. Der Brand. Rauch; Flammen; über allem — in der Luft — der grinsende Schädel Heins, der einen Sturmwind in das Feuer bläst . . .

5. Die Eisenbahnbrücke. Wohl das genialste aller Blätter. — Hinten der Eisenbahndamm; — ein Fluss; als Brücke darüber der rippige Brustkorb des Todes: Wie lange wird das fahle Kalkgestell halten? Wie lange . . .

6. Der Zecher und der Tod. Erinnert an die ähnliche Darstellung Holbeins: Der Säufer. Tod und Zecher stossen miteinander an: „Auf Brüderschaft!"

7. Der letzte Akt: eine That. Die rücksichtslose Konsequenz des Dramas. Eine durch das Thema bedingte, wenig geschmackvolle Darstellung.

8. Gleichheit. Die Arme des Todes zwängen das ungleich wogende Menschengewimmel auf ein festes glattes Niveau — die eine — die grosse Gleichheit.

9. Drei Würfel: Pest, Cholera, Typhus. Sie gehören zum Spiel, das die Augen der Menschheit, wie die Roulette die des Spielers, in eisernem Bann hält.

10. Der letzte Sprung des Todes. (Ein Meteor.) Eine groteskphantastische Schöpfung, die Sattlers grandioses Schaffensgenie im sensitivsten Lichte zeigt. Der Meteor — ein Menschheitszerstörer, der sich jenen drei Würfeln ebenbürtig zugesellt.

11. Die Augenhöhle des Pessimisten. Dies Blatt wirkt ins Herz schneidend. In der Schädelbuchtung, die für das Auge bestimmt ist, sehen wir einen Gehenkten en miniature.

12. Karfreitags Abendläuten. Das sind die Glockenklänge, welche der Menschen sündige Gedanken in Aufruhr bringen.

13. Christus vom Tode mit Lorbeer bekrönt. Dass der Tod des Einen die Erlösung aller bedeutet, wird hier symbolisch veranschaulicht.

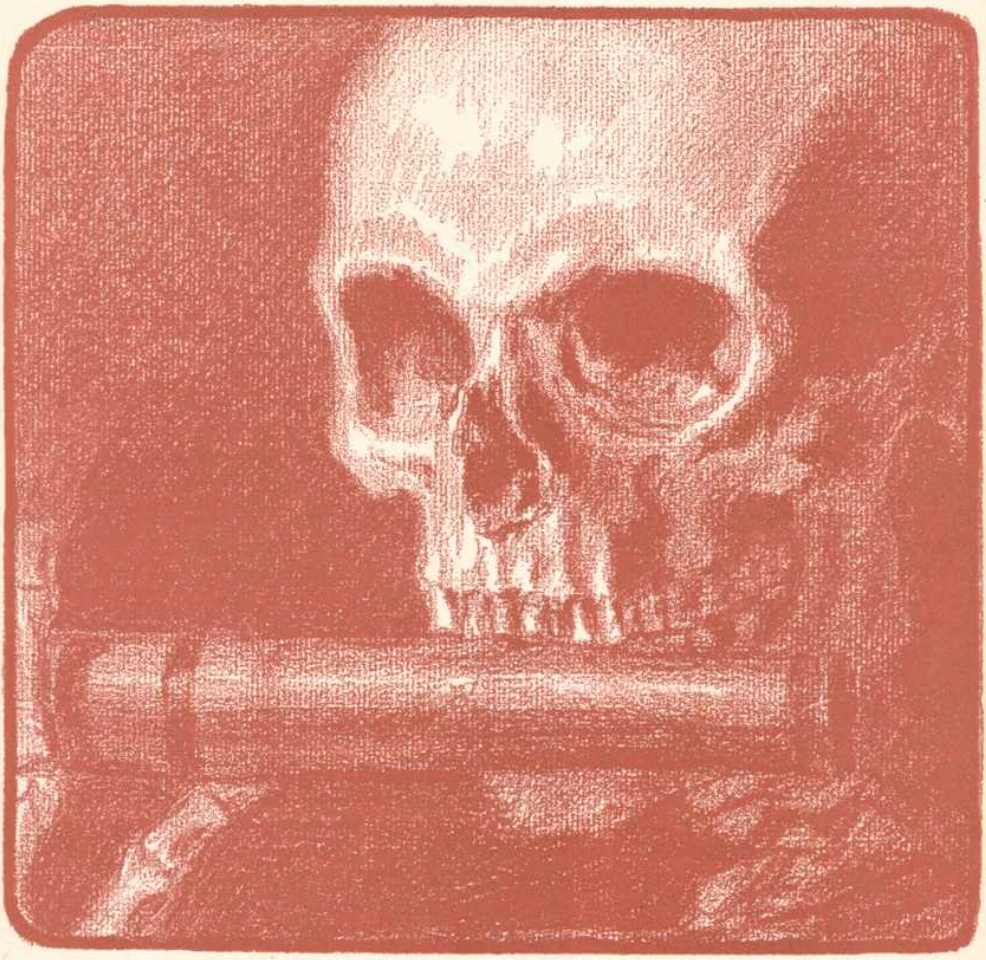
Dieser Totentanz, der im Jahre 1895 bei I. A. Stargardt in Berlin erschien, ist in seiner ganzen Anlage, Auffassung, Ausführung nicht dazu bestimmt, auf „Masse" Eindruck zu machen. Nur den einzelnen durchbildeten Betrachter vermögen diese Bilder hinzureissen. Man kann sich nicht der Thatsache verschliessen, dass Sattler in diesen Cyklus zuviel hineinspintisiert hat, das für das riesenhafte, draufgängerische und dreinschlagende Wirken des Todes wenig geeignet ist. — Eine Originalradierung: „Schnitter Tod auf der Brücke" rührt vom selben Künstler her.

Im zweiten Teil des herrlichen Werkes: „Heinrich Boos, Geschichte der rheinischen Städtekultur" (I. A. Stargardt, 1897), hat Joseph Sattler unter mehreren hundert anderen auch einige das Totentanzthema streifende Bilder veröffentlicht. Da sehen wir ein Floss, welches reich mit Lebensmitteln und Gerätschaften befrachtet ist, und auf welchem hinten der Tod hockt. Vielleicht soll die Ladung eine ganze durch irgend ein hartes Schicksal in Bedrängnis geratene Stadt wieder aufbauen helfen. Ein Sturm zieht auf . . . Unbarmherzig werden giere Elemente die Rettungssendung in den Grund peitschen . . . Ein anderes Blatt zeigt den Sensenmann, wie er die schartig gewordene Hippe betrachtet . . . Gleich einem Unsinnigen hat er unter den Menschen Ernte gehalten — nun macht er erschöpft eine kurze Rast; jetzt muss er erst die Klinge wieder dengeln . . . Ein Initial Z aus demselben Bande ist zu erwähnen, um das sich der Tod klammert und — Blumen pflückt . . . Z ist der letzte Buchstabe des Alphabets — Tod ist der letzte Buchstabe im grossen Alphabet: Leben . . .

An einem Totentanz, der, wie ich glaube, eine aussichtsreiche Zukunft haben wird, arbeitet gegenwärtig Otto Seitz.

Am 3. September 1846 zu München geboren, bezog er die dortige Akademie und wurde Schüler Karl von Pilotys, dem so mancher treffliche Künstler — Lenbach, Defregger — seine Ausbildung verdankt. Seit fünfundzwanzig Jahren wirkt Seitz selbst als Professor an dieser Hochschule. Auf Pilotys Einfluss ist seine Vorliebe für düstre Stoffe zurückzuführen. So entstanden die Ölgemälde „König Eduards Söhne", das den Augenblick festhält, in welchem die Mörder an das Bett der schlafenden Kinder schleichen, und „Riccios Ermordung".

Seitz greift in seiner Technik auf die Holbeinsche zurück. In markigen Strichen führt er wie jener seine Zeichnungen wie für den Holzschnitt aus. In der Auffassung jedoch unterscheiden sich beide Tänze himmelweit voneinander. Bei dem mittelalterlichen tritt der Tod als Skelett auf, indem er die einzelnen Menschen bei den Händen fasst und sie so in das Beinhaus entführt. Das heisst: der Tod, als Wesen gedacht, greift persönlich in das Schicksal der Menschen ein. Anders bei Seitz. Nirgend erscheint der Tod handgreiflich, sondern seine Mitarbeit wird als Folge — den Tod haben. Das lässt sich am besten an einem Beispiel zeigen. Ein Baum soll gefällt werden. An seinem Fusse ist er mit der Axt genügend vorbearbeitet worden. Nun gilt es vermittelst eines Strickes den Baum niederzureissen. Ein Fäller zwingt's nicht



HANS KURTH: VOM FAHRENDEN PFEIFER

ZU FERD. MAX KURTH: REIGEN DER TOTENTÄNZE

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

allein. Der Tod in Gestalt des Holzhauers bietet seine Mithilfe an. Beide zerren nun am Strick. Durch die Listigkeit des Tod-Holzfällers aber von der Seite, nach welcher der Baum in seiner schiefen Lage unzweifelhaft stürzen muss. Der niedersausende Riese wird unbedingt den Tagelöhner zerschmettern. —

Von seinem Totentanz liegen bis jetzt dreizehn Blätter vor, die zum grössten Teil in der „Jugend" veröffentlicht wurden. Die Konsequenzen und Schäden unseres sozialen Lebens darzustellen ist seine Aufgabe. Die Bilder, die abgeschlossen sind, heissen:

1. Das Wappen des Todes. Der Weltenraum; darin Wolken, Sonne, Erde; auf dieser sitzt der Tod, mit einem Leichentuch umgeben, und hält, wie der König das Scepter, die Sanduhr in der Hand.

2. Des Todes schwarze Küche. Auf einem Sarge sitzt der Tod und rührt in einem grossen siedenden Tiegel allerlei Mixtur zusammen, deren Dämpfe über die Erde schleichen und den Gifthauch der Pest bedeuten. Ein Haupt seiner Familie ist bereits auf unserm Bilde hingerafft; bald werden auch Frau und Kind erliegen. Schon kreisen die beutewitternden Aasgeier . . .

3. Alpiner Totentanz. Zwei junge Wanderer, die in Gemeinschaft eines Führers einen monumentalen Bergriesen erklimmen, wollen ihren Freunden zu Hause Zeichen der Liebe heimbringen. Die drei sind einander angeseilt. Man will Edelweiss pflücken. Unten am Abhang, wo ein furchtbarer schwarzer Riss klafft, wachsen viele Tausend — Tausend. Der wagmutige Führer strebt verlangend zur weissen Blütenwiese. Da löst sich eine Felsscholle. Der Fuss strauchelt — rutscht — rollt — rast hinab ins Unendliche. Die kühnen Bergsteiger hinterdrein. Der Führer, den sie erwählt hatten, war — der Tod.

4. Der Bauer.
5. Die Hökerin.
6. Der Letzte.
7. Der Tod als Weichensteller.
8. Das Kindchen.
9. Im Zirkus.
10. Selbstmörder.
11. Überschwemmung.
12. Baumfäller.
13. Dirne.

Von hinreissender Tragik ist „Der Letzte". Im Lehnstuhl verstirbt der einzig hinterbliebene Sprosse eines mächtigen Adelsgeschlechtes. Der Tod steht als treuer Wärter an seiner Seite und verbrennt auf des Sterbenden Wunsch die Urkunde, welche den Stammbaum enthält . . . Doch auch jedes der anderen Bilder hat jenen Zug unheimlicher Grösse, der nun einmal von Totentanzbildern untrennbar ist. Wodurch Seitz noch besonders seine Blätter wertvoll macht, ist die Thatsache, dass das Milieu zu jeder einzelnen dieser Darstellungen wunderbar fein und echt getroffen worden ist. Man betrachte daraufhin „Die Hökerin", „Im Zirkus". Wo es sich um Naturereignisse wie in der „Überschwemmung" handelt, findet der Künstler zur Komposition gewaltige phantasiegesättigte Formen. Doch stehen ihm auf der andern Seite auch ganz zarte Töne zur Verfügung, wie uns „Das Kindchen" zeigt.

Seitz beherrscht souverän den Totentanzstoff. Was er zum Ausdruck bringen will — immer weiss er seinem Motiv das rechte Kleid zu geben. Sein vollendeter Totentanz wird gegen vierzig Blatt umfassen. „Spieler", „Trinker", „Raubmörder", „Leuchtgasvergiftung", „Eintritt der Epidemie in die Stadt",

„Eine Verstossene", „Krämer", „Geizhals", „Nonne", „Maler" u. a. sind weitere Vorwürfe. Diesen Totentanz als geschlossenes Werk herausgegeben zu sehen, wäre mein innigster Wunsch. Seitz' Zeichenfeder redet eine markige, aber köstlich klangvolle Sprache, die, ohne phrasenhaft zu sein, allgemein verständlich ist. Hier zeigt sich wirkliche volkstümliche Kunst, die im Zeitalter der schlanken Nerven eine Erscheinung darstellt, welche naturgemäss immer seltener wird und werden muss.

* * *

In knappen Zügen habe ich versucht, ein Bild der Totentänze zu entwerfen, die bereits ihre Rolle in einer früheren Zeit gespielt haben, oder aber, die aller Voraussicht nach in einer kommenden Epoche Beachtung fordern werden. Wir haben gesehen, dass unser Thema in vielen Jahrhunderten erlesene Geister beschäftigt hat. Nicht, weil das Leben ihnen eine Last war, wandten sich die Künstler den Totentänzen zu, sondern die Liebe zur Menschheit trieb sie in dieses Gebiet, um die Schwächen der Zeitgenossen in ewigen freiheitgebietenden Bildern den blind durchs Dasein Irrenden vor die Seele zu führen.

Nicht jedes Schaffenden Art ist es, zusammenhängende Cyklen desselben Themas zu fertigen. Hier und da entwirft der oder dieser ein in sich abgeschlossenes Bild aus dem Reiche des Todes.

Rudolf Hennebergs „Jagd nach dem Glücke" sei hier gedacht. Das Gemälde entstand während des Malers Aufenthalt in Berlin (1866—1873) und errang Beifall und Medaille. — Über eine schmale Brücke, deren eines Ende ins Leere reicht, rast in jugendlicher Verblendung ein tollkühner Reiter, um die schönheitsstrahlende Fortuna zu erhaschen. Dem dreisten Jäger hat sich ein Weggenoss beigesellt, der jenem an Verwegenheit weit überlegen ist: der Tod. — In der geschickten Komposition und einer nicht allzu umhüllten Symbolik vermag das Werk auch noch heutigen Tages auf den Beschauer einige Wirkung auszuüben.

In unzähligen Reproduktionen hat Gustav Spangenbergs Gemälde Der Zug des Todes Verbreitung gefunden. In nicht sonderlich origineller Auffassung — welchem Punkte es aber jedenfalls seine „Popularität" verdankt — ist hier eine Darstellung von der Allgewalt des Todes gegeben, indem sich Kinder, Braut, Papst, Nonne, Landsknecht u. s. w. seiner Führung anvertrauen müssen, während ein altes Weib, das ihm gern folgen möchte, eben darum noch verschont wird.

Arnold Böcklins Selbstporträt aus jüngeren Jahren ist bekannt, wie er dem fiedelnden Bruder Hein lauscht, um für seine glühenden Farben neue Offenbarungen zu empfangen. Ebenso seine Toteninsel, dieses märchenabgeschiedene Eiland, auf der sich die lechzende Menschenseele in Ruhe und Frieden satt trinken kann. — VITA · SOMNIUM · BREVE nannte er das Bild, in welchem zwei Kindchen einem gebrochenen, schwimmenden Blütenkopf nachträumen, und dessen Hintergrund ein berauschendes Weib, ein forttrabender Ritter und der vom Tode zum Weiterwandern angetriebene ewige Jude Ahasver ausfüllen. Der Ritt des Todes ist eine von des Meisters gewaltigsten Schöpfungen. Auf seinem zottigen Feuerross durchrast Er die Fluren der

Welt — Vernichtung um sich bereitend — Trümmer, Ruinen hinter sich lassend. Auch hat unser deutscher Grossmeister seine Kräfte am Problem der Apokalyptischen Reiter geprobt.

Einen weniger berühmten Namen als jener trägt der Erschaffer des Flösser, Franz Lippisch; sein Werk konnte man 1897 auf der Berliner Kunstausstellung sehen. Ein schier endloses Floss aus Weiber- und Männerleibern; vorn, als Flösser, Er, der mit wuchtiger Geberde hinein in die unergründliche Ewigkeit steuert . . . Ein empfindungstiefes Werk, welches seiner Zeit kaum einen Beschauer anzulocken im stande war . . .

Über ein Blatt Geiger und Tod von M. v. Eyken, sowie über des Engländers William Strong Bilder: Anarchie und Tod und Dr. Humbug kann ich nur berichten, dass jenes 1894 in Berlin, diese 1897 in Dresden ausgestellt waren.

Auch Angelo Jank kann aus dem „Simplicissimus" und der „Jugend" unserm Reigen bedeutendere Blätter zur Verfügung stellen. Er schmückte eine Art Totentanzlied „Der Landstreicher" von Wilhelm v. Polenz mit mehreren Kohlezeichnungen, welche das Langensche Blatt brachte.

Ich zog die Lande hin und her
Ein alter Vagabunde,
Ohn' Uhr und Kompass, kreuz und quer,
Mir schlägt ja keine Stunde.
So wandre ich viel tausend Jahr,
Rings um die Erde immerdar;
In meine Hand gegeben
Ist euer ganzes Leben!

heisst der erste Vers. Und so zeigt uns Janks Stift, wie der Stromer Tod, einen Fliederstrauch am Hut, von einem Bauernhof drei dralle Kinder mit sich gehen heisst — wie er den Fluss, der eine Stadt mit Wasser versorgt, verpestet — so sehen wir ihn als Kavalier ein Weib zu nächtiger Stunde heimgeleiten — und hören die Walzerklänge schwingen, unter deren wiegenden Takten er eine keusche Mädchenblume bricht. — — Anfang 1898 gab die „Jugend" Janks Ablösung wieder. Der alte Thürmer, der schon mehreren Generationen das Sonntags-, Hochzeits- und Sterbeglöcklein geläutet hat, ist lautlos in seinem holzwurmzerfressenen Stuhle zusammengesunken — da der Tod mit kalkener Hand das Pendel der Uhr festgehalten hat. Schon fasst die markige Rechte des jungen Glöcknersohnes den Läutestrick. Ein Sonnenschimmer wohnt in diesem Blättchen, durch deren Ausgucke wir das stille Kleinstädtchen mit seinen alltäglichen Giebeldächern sehen können.

Von Worpswede aus, dem Sommer- und Wintersitz der am Ende, Mackensen, Overbeck, Vogeler und anderer, nehmen alljährlich eine Anzahl Malerradierungen ihren Siegeslauf durch Kunstsalons oder gehen in Gestalt von Radierwerken in die Hände sammelnder Kunstfeinschmecker über. Meistens sucht diese Künstlergemeinschaft die Motive zu ihren Arbeiten in der Natur und im Leben der Bauern. Wir vermeinen einen harzigen Erdgeruch in jedem ihrer Bilder zu spüren. Und doch hat in einer sternenklaren Nacht Heinrich

Vogeler diesen Vorgang beobachtet: ging da durch die tiefblau überleuchtete Wiese ein steinaltes Mütterchen an der Seite eines mit Samtmantel und Pappkrone versehenen Königs, dessen Scepter — eine Sense — unbedenklich seine Würde verriet . . . In den nächsten Tagen sah Vogeler einen Stich fertig vor sich, dessen Ideengehalt sich genau mit jenem nächtigen Ereignis deckte, und nannte ihn Tod und Alte. — Auch die Provinz Worpswede im Reiche Tod wird von Zeit zu Zeit einer Revision unterzogen — und wenn noch so viel Elfen und Nixen in verborgenen Büschen und Sträuchen ihr neckisches und koboldiges Wesen treiben . . .

In der „Jugend" hat ferner der Münchener Fritz Rehm zwei Zeichnungen veröffentlichen lassen, in denen er den Riesenstoff in weicher Tuschmanier zum Ausdruck gebracht hat; sie tragen die Bezeichnungen: „Des Todes Klage", „Der Eisläufer". Als edler Ritter gepanzert, an einem Felsen lehnend, säubert Er sein Schwert vom geronnenen Blute und bricht schmerzdurchwühlt in die einsame Klage aus:

In wilder Zeit
bei Kampf und Streit
da war ein lustiges Sterben,
da ritt ich einher
mit Schwert und mit Speer
und schlug die Schädel in Scherben.

Nun krieche ich sacht
an die Kranken bei Nacht,
erlauert und zehnmal vertrieben;
und wenn ich's erschleich'
und führe den Streich,
was ist noch zu töten geblieben?

Das Gedicht rührt von A. Mo. her. Hier sind die Verse weder erklärender Text des Bildes, noch ist dieses Illustration zum Gedicht. Beide Beiträge müssen wir als zwei in sich abgeschlossene Ganze betrachten. Wenn sie dennoch zusammen zu gehören scheinen, so haben wir ein treffliches Beispiel dafür, dass Dichtkunst und Malerei sehr gut zusammen eine reine Harmonie ergeben können, ohne dass die eine zur anderen in ein Dienstverhältnis tritt. Und das sollte streng genommen keine Kunst dürfen, denn sonst hört sie auf welche zu sein. Von ähnlicher Wirkung wie „Des Todes Klage" ist „Der Eisläufer". Hier breitet der Tod sein Leichentuch vor eine gähnende Eisspalte, in welche ein einsamer Läufer unerbittlich hineinrasen muss.

Cornelia Paczka, geb. Wagner, war auf der Berliner Kunstausstellung von 1898 mit zwei Originalalgraphien vertreten. Tod und Übermensch ist die eine benannt. Ich habe diese Zeichnung, die mich schon ihrer Technik wegen reizte — sie wurde an Stelle des lithographischen Steines auf eine Aluminiumplatte gebracht — still für mich angeschaut, und plötzlich sah ich den Namen Friedrich Nietzsche vor mir aufsteigen und mir kam der Leitspruch seines Übermenschen in den Sinn:

Ich muss weg über hundert Stufen,
Ich muss empor und hör' euch rufen:
„Hart bist du! Sind wir denn von Stein?" —
Ich muss weg über hundert Stufen,
Und niemand möchte Stufe sein.

. . . und niemand möchte Stufe sein — ja, und dann? wenn er oben ist auf dem höchsten Fels und Blöcke in die Massen unten schleudert — welchen Moment die Künstlerin festgehalten hat — dann? — — — sitzt schon der Tod am Fusse des Felsens und unterwühlt des Übermenschen Standpunkt. Wenn er auch „Über—" ist, „— mensch" bleibt er doch . . . — Zwar schwindet bei der Ohnmacht vollständig jedes Bewusstseins- und Begriffsvermögen, doch der Übergang vom wachen zu diesem todähnlichen Zustande ruft Gedankenvorgänge wach, welche uns die Paczka in ihrem Tod mit der Ohnmächtigen gezeigt hat. Da wird diese von stumpfen Greisinnen: Sorge und Arbeit umdrängt, während ihr ein schlankes Mädchen den Lorbeerkranz: Leben wieder zureichen will, was der Tod zu verhindern scheint.

Neben beiden Bildern fand ich im Weberaufstand Kathie Kollwitz' die Scene einer hungernden Familie, aus deren Mitte ein Gerippe die Mutter abberuft. Scheu blickt ihr Kindchen mit rührenden Augen umher — denn plötzlich hat das Licht so seltsam geflackert . . .

Wer leben will — braucht Licht! Jedermann weiss es. — Die Welt aber, welche Hugo Freiherr von Habermann mit dem Pinsel zu schildern unternommen hat — scheut es und gedeiht üppiger im Mantel der Nacht. Und den Totentanz dieser Sphäre hat uns Habermanns Kohlenstift veranschaulicht; die Zeichnung war auf der oben erwähnten Ausstellung zu sehen. — Nebel hängen zwischen nächtigen Häuserreihen der Grossstadt . . . trübe — ungewiss flimmern die Gaslaternen . . . Kokett und frech aufgeputzt läuft eine Buhlerin durch die Gassen und lockt die Opfer in die Fänge — des Todes . . .

Schliesslich sei erwähnt, dass mein Freund Hans Kurth (nicht Verwandter!) für die Augustseptembernummer des früheren „Eigenen" ein Rötelblatt beigesteuert hat, das den Knochenmann als Flötenspieler darstellt, und welches das Gegenstück zu meinem Gedicht „Vom fahrenden Pfeifer" bildet. Hier strebt der Künstler danach, man kann fast sagen, die Lichtseite des Todes darzustellen. Er weiss in seinem Entwurfe eine Stimmung zum Ausdruck zu bringen, die dem unheimlichen Stoff, welchen er zum Vorwurf hat, seine Umheimlichkeit raubt und den Tod als den besten, edelsten und gewaltigsten Freund erscheinen lässt. So auch im „Besuch." — Jedoch sein Ureigenstes hat Hans Kurth im „Blutsee" aufgerollt. Da wälzt das Blutmeer der Revolution seine Riesenfluten gegen das Ufer, an dessem Rande die gierige Guillotine aufgerichtet ist. Hinter ihr steigt aus den Tiefen ein Riesenschädel, der mit dem Kaiserhut des Korsen bedeckt ist, in die furchtbare Nacht. Er bedeutet der sinkenden Zeit das Morgenlicht — die neue Grösse: welche als solche auch schon — wie es die Natur gebietet — einen gewaltigen Untergang in sich trägt. — Kurth steht am Anfang seiner künstlerischen Laufbahn. Es liegt bereits eine stattliche Anzahl von Blättern vor, die sich mit der Majestät

des Todes befassen und eine trefflich verstandene Gedankentiefe aufweisen. Er wird sein Können weiterausbauen, und ich glaube, die Zukunft wird die Hoffnungen, welche wir auf ihn setzen dürfen, in reichem Masse erfüllen.

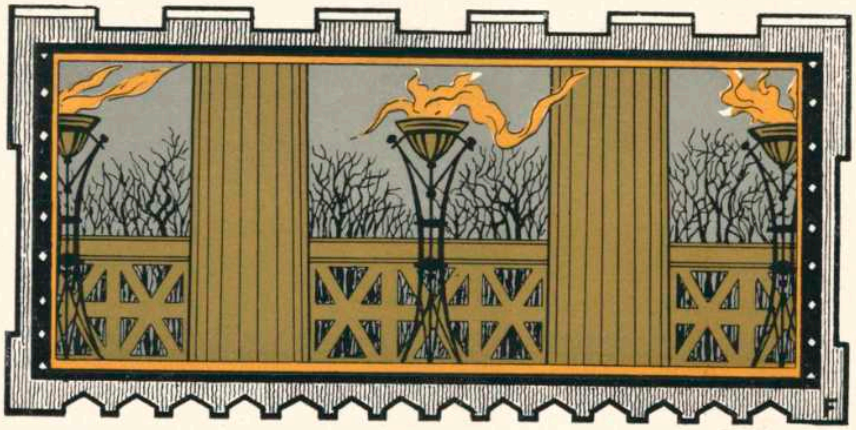
Ich bin an der letzten Grenze unserer gegenwärtigen Zeit angelangt. Die Zukunft wird durch weitere Bearbeitung des Totentanzgedankens den Faden dieses „Reigens“ fortspinnen.

Unerschöpflich ist das Thema, darum unzählbar die Darstellungen aus diesem Gebiet. Nur das Markanteste, Bekannteste, Hauptsächlichste konnte in meinen Ausführungen durch wenige Zeilen Fassung erhalten.

Solange Menschen leben, wird in ihren hervorragenderen Geistern das Verlangen gähren, die unentrinnbare, unentwirrbare tiefe Ahnung im Innern dieser grössten, allerhöchsten — allerletzten Macht durch augenscheinliche Schöpfungen, welche im Kern die gewaltigen Dinge behandeln — auszulösen.

Ferdinand Max Kurth.

HANS KURTH: BESUCH



TODES-KUSS.

Als es dämmerte . . . in meiner Seele,
Da kam der Tod zu mir;
In der Abenddämmerung kam er,
Ein schöner, lächelnder Jüngling. —
Das Gold seiner Locken leuchtete,
Wie ferner, sterbender Fackelschein;
Seine weich-kräftigen Arme umfassten mich,
Wie das Abendrot die schläfernde Erde;
Er küsste leise meine Lippen:
Langsam . . . . langsam trank er von ihnen
Meine Seele.
Wonnig erschauernd liebte ich
Den schönen, schönen Jüngling Tod. — —

Aber gross und gewaltig ist meine Seele:
Lange, lange hing jener an meinen Lippen.

Als die Sonne versank,
Floss mein Leben zu ihm;
Als die Nacht hereinbrach,
Sog er gierig seine Ströme;
Und als der bleiche, bleierne Mond herabsah,
Der keine Seele mehr hat,

Schlürfte der Jüngling noch immer
Von meiner Seele.

Da wurde ich müde des langsamen Sterbens,
Müde des Todes und der Liebe,
Und ich sprach zu dem Jüngling,
Als die Morgenröte heraufzog:

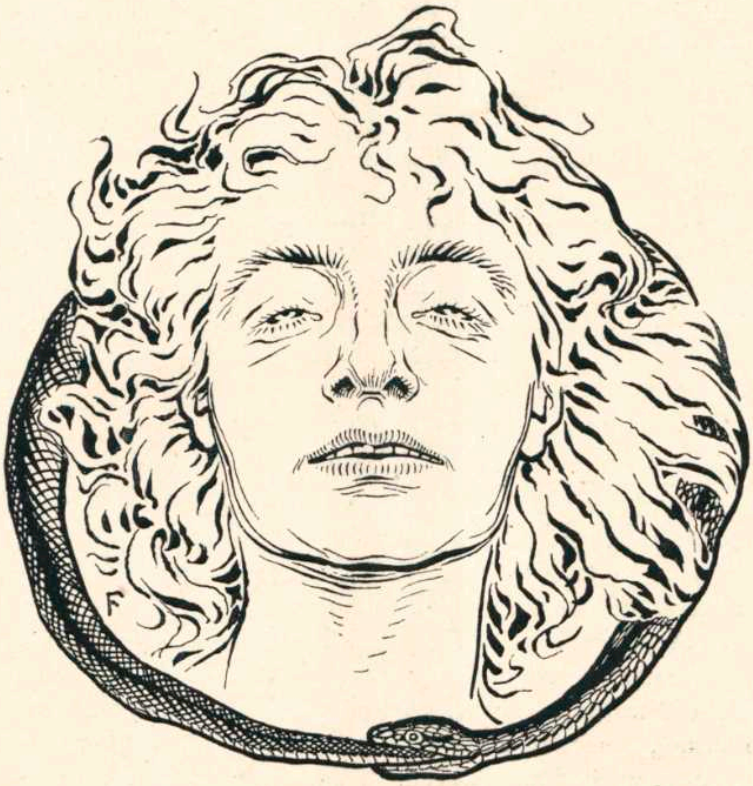
„In einem Kusse
Entseelst du andere Menschen;
In einem Augenblicke
Kannst du Ströme von Leben trinken;
In einem Atemzuge von dir
Verhauchen herrliche Völker: —
Einen Abend gab ich dir Zeit
Für meine Seele,
Und eine ganze, lange, schwere Nacht;
Denn ich liebte die Wollust deiner Schönheit,
Welche der meinen gleicht. —
Weltspinnen sind wir beide,
Die im Kusse alles Leben leersaugen,
Das Leben aller, die uns nahen. —
Dieser Tag aber ist mein Eigen,
Und du — — sollst sein Morgentrunk werden."
Da umfasste ich küssend den schönen Jüngling
Und in einem einzigen Atemzuge
Trank ich seine ganze Todesschönheit,
Seine ganze, gewaltige Seele.

Dann stiess ich ihn von mir
Zur grünen Erde, —
Wie einen geleerten Becher.
„Er wird sich wiedererheben," dachte ich,
„Mit der Dämmerung wird er weiterwandern,
Und dämmernde Seelen trinken
Wie ich." — —
Aber er blieb liegen, wie der tote Adonis;
Marmorweiss waren seine Glieder,
Und seine Augen gebrochen.
Nur das Gold seiner Locken leuchtete in der Sonne,
Wie ferner, sterbender Fackelschein. —
Mein Schatten . . . fiel auf den Leichnam,
Als ich in die Morgenstrahlen schritt.

„Armer Jüngling," sagte ich,
„So warst du nicht der lösende, zwingende Tod? —:
Warum hast du dich so vermessen,
Von meiner Sieger-Seele zu trinken? —
Den starken Bezwinger Tod glaubte ich zu lieben,
Nun habe ich dein schwaches Leben veratmet."

Auf der grünen Erde lagen seine weissen Glieder,
Nur das Gold seiner Locken leuchtete,
Wie ferner, sterbender Fackelschein.
Mein langer Schatten fiel auf den Leichnam.
Heiter-kräftig schritt ich dahin
In den hochrot lachenden Morgen.

Freiherr Karl von Levetzow.



Im Kampf ums Recht für Dr. Sternberg.

Herr Professor Eulenburg in Berlin hat vor einigen Tagen wiederum Gelegenheit gehabt, ein neues sachverständiges Gutachten über Dr. Sternberg auszustellen, das nun das vierte ist, zu dem dieser bedeutende Psychiater zwecks Aufhebung der widerrechtlichen Entmündigung im Laufe der Zeit herangezogen worden ist. Es stellt wie die vorigen nun nochmals die „vollständige geistige Gesundheit und Verfügungsfähigkeit" des Geschädigten fest — und das Gericht, das sich mit demselben neuerdings befassen muss, wird, gestützt auf dieses Zeugnis, nun beweisen können, dass es noch unabhängige Richter in Preussen giebt, die zu stolz sind, ihre Ehre und ihr Gewissen mit einem Verbrechen zu besudeln und sich mit Schuldigen gemein zu machen!

Wie dieses Verbrechen überall Mitschuldige schuf und die Korruption bis zu den höchsten Spitzen schlich, mag folgender Strafantrag beleuchten, den ich der Staatsanwaltschaft I auf ihren Bescheid vom 23. August, den die Leser in Nr. 4/5 des Eigenen finden, der „besseren Verständlichkeit" halber als Antwort gab:

Der Kgl. Staatsanwaltschaft I Berlin.

Auf den Bescheid vom 23. August erwidere ich, dass derselbe von subjektiven Vermutungen ausgeht, welche ohne weiteres in sich zusammen fallen.

Wenn die Kgl. Staatsanwaltschaft II in den denkbar schwersten Beschuldigungen der Justiz und Staatsverwaltung nichts Strafbares finden konnte, so giebt es keine andere Erklärung, als dass diese Beschuldigungen als vollkommen begründet zu befinden waren. Damit aber ist der Thatbestand

des § 346 St.-G.-B. vollständig erfüllt. Denn die schuldigen Beamten und deren Verschuldung im einzelnen sind dann dem Herrn Staatsanwalt wohl bekannt und sein Nichteinschreiten diesen Verbrechern gegenüber nicht blos ein Verstoss gegen § 346, sondern ebenso ein Vergehen gegen § 336 St.-G.-B., eine Rechtsbeugung bei der Leitung und Entscheidung über die Einleitung eines Strafverfahrens, zu gunsten belasteter Beamten und zum Nachteile Dr. Sternbergs, dessen widerrechtliche Entmündigung wegen angeblicher Geisteskrankheit im Laufe des Strafverfahrens aufgedeckt werden würde und die Aufhebung der Entmündigung sowie eine Entschädigung Dr. Sternbergs zur Folge haben müsste.

Der erklärende Umstand ist, dass neben zahlreichen hohen Justiz- und Staatsbeamten die Staatsanwaltschaft II, unter deren Mitwirkung allein langjährige Rechtswidrigkeiten aller Art zustandekommen konnten, selbst zu den Hauptverschuldeten gehört.

Liegt hiernach schon aller Grund vor zum Verdachte strafbarer Handlungen und zu ihrer Erforschung (§ 158 St.-P.-O.), so soll zu noch besserer Verständlichkeit vorläufig nur auf einige gerichtsnotorische Thatsachen hingewiesen werden.

In der Verhandlung gegen den Rechtsanwalt Eppstein vor dem Kgl. Landgericht I (26. Februar 1896) deponierte Zeuge Rittmeister a. D. von Oertzen auf Grund vollster Aktenkenntnis, dass die Gutachter im Falle Dr. Sternberg krasse Entstellungen der Wahrheit begangen, aber auch Staatsanwaltschaft und Gericht sich verschuldet hätten. — Es handelte sich also um meineidige Gutachten und deren wissentliche Benutzung, woraus sich leicht erklärt, warum der damalige Richter sich der gesetzlichen Verpflichtung, den Provokaten zu vernehmen, aller Bemühungen des letzteren ungeachtet, sich beflissentlich entzog.

Hierzu liegt mir eine Äusserung des Herrenhausmitgliedes Freiherrn von Durant, Referent in der Dr. Sternbergschen Petitionssache, vor, wonach der Minister Dr. Bosse ihm gegenüber zugegeben hat, dass in der Sternbergschen Sache die haarsträubendsten Unregelmässigkeiten vorgekommen seien — was sich natürlich auf die beteiligten Medizinalbeamten be-

ziehen muss. Über letztere ist bei dem Kultusministerium von den Herren Rittmeister a. D. von Oertzen und Stabsarzt Dr. Sternberg direkt Klage geführt worden, aber trotz bestimmter Zusagen der Bescheid ausgeblieben.

In derselben Gerichtsverhandlung musste der frühere Justizminister v. Schelling u. a. einräumen, im November 1892 zu dem früheren Chariteeprediger Entzian geäussert zu haben, dass „er sich von Dr. Sternberg beleidigt fühle und deshalb auf Durchführung der von ihm veranlassten Entmündigung bestehe. Er empfehle dringend Verzicht auf die Anfechtungsklage, dagegen werde ein Wiederaufhebungsantrag auch ohne ärztliches Zeugnis, blos unter Beibringung eines polizeilichen Führungsattestes, sicher von Erfolg sein.“ Der Missbrauch der Amtsgewalt (§ 339 St.-G.-B.) ist hiermit erwiesen.

Aus einer Petition von v. Oertzen und Genossen ist mir unter anderem bekannt, dass die Staatsanwaltschaft den jugendlichen Hilfsrichter, einen der Anstellung harrenden Assessor, zur Beschleunigung und zum Abschluss des Verfahrens gedrängt habe, worüber er dem Herrn Justizminister v. Schelling Bericht zu erstatten habe. (§ 339 bis § 357 u. § 336 St.-G.-B.)

Dass unter solcher Beeinflussung der angehende Beamte sich über die gesetzliche Pflicht der Vernehmung, über die durchsichtige Falschheit der Gutachten u. a. m. hinwegsetzen konnte, ist einleuchtend. Er hat sich zweifellos durch diese Beeinflussung zu einer Rechtsbeugung verleiten lassen. (§ 336 St.-G.-B.)

Diese Gutachter, zu denen der von den Gerichten mehrfach der Unzuverlässigkeit und Unwürdigkeit überführte Physikus Sanitätsrat Dr. Mittenzweig gehörte, sind übrigens in der Öffentlichkeit — so in der „Neuen Preussischen Zeitung“ vom 9. Juli 1893, in den Verhandlungen des Herrenhauses und in dem erst nach Monaten inkriminierten und in diesem Punkte unangefochtenen Flugblatte des Rechtsanwalts Eppstein — in gleicher Weise gekennzeichnet.

In seiner Zeitschrift „Versöhnung“ veröffentlichte und erörterte Oberstleutnant v. Egidy eine Information des Rittmeisters v. Oertzen an den schon genannten Referenten des Herrenhauses, Baron v. Durant, in der das kolossale Tendenz-

verbrechen, als zur Deckung unwürdiger Justizbeamten sowie des damaligen Justizministers v. Schelling begangen, rückhaltslos enthüllt wird. — Niemand wagte dagegen einzuschreiten.

Andere öffentliche Blätter — z. B. die „Charlottenburger Nachrichten“ — brachten die Enthüllung, dass die Justizverwaltung sich ihrer *„partie honteuse“* wohl bewusst sei, ebenfalls ohne behördlicherseits einer Verwahrung zu begegnen.

Die Herren Kaufmann G. Riebow und Hauptmann von Forell brachten das Verbrechen an den Herrn Justizminister und selbst an Se. Majestät den Kaiser und König ohne jeden Erfolg.

Ausser den genannten Personen würde vor allem der Hauptgeschädigte, Stabsarzt Dr. Sternberg, zu vernehmen sein, wobei sich sofort und ohne weiteres das umfangreiche Verbrechen mit allen Details in Akten und Thatsachen herausstellen würde.

Vorstehendes, durch die genannten Zeugen und Akten erhärtetes Material dürfte vorläufig zur Verfolgung ausreichen; weiteres, in Überfülle vorhandenes bleibt vorbehalten. — —

Da die Kgl. Staatsanwaltschaft II die Verfolgung der an dem Justizverbrechen verschuldeten Beamten unterlässt, fordere ich, gestützt auf das vorliegend Unterbreitete, jetzt nochmals die Einleitung des Strafverfahrens gegen dieselbe auf Grund des § 346 St.-G.-B.

Adolf Brand.

Neurahnsdorf, am 24. September 1899.

* * *

Veranlasst durch den Bescheid der Kgl. Oberstaatsanwaltschaft vom 6. September, erhob ich ferner gegen die letztere beim Justizminister folgende Beschwerde:

An das Kgl. Justizministerium - Berlin.

Auf den im Original beiliegenden oberstaatsanwaltlichen Bescheid vom 6. Septbr. 1899, das Aktenzeichen $\frac{\text{I. 43. 10/99.}}{\text{O. St. A. IV. 7122.}}$ tragend, erhebe ich hiermit Beschwerde mit dem Ersuchen, den fehlenden Strafantrag zu meiner Verfolgung nunmehr ungesäumt stellen zu wollen.

Es ist klar, dass dieser Antrag längst hätte erfolgen müssen, wenn meine, ebenso wie Anderer Beschuldigungen gegen die Justizbehörden nicht vollständig begründet waren — und ebenso müssen die in Frage kommenden Amtsverbrechen und ihre Thäter der Strafbehörde längst bekannt sein.

Es erübrigt nur noch, den oberstaatsanwaltlichen Bescheid dahin richtig zu stellen, dass Gründe für die versagte Anwendung des § 346 St.-G.-B. mir in Wahrheit nicht zugegangen sind und augenscheinlich nicht existieren.

Adolf Brand.

Neurahnsdorf, am 3. Oktober 1899.

* * *

Auf meine letzte — die vierte! — Immediat-Eingabe vom 24. August traf endlich aus dem Justizministerium eine Antwort ein, die aber nur beweist, dass die von Sr. Majestät dem Kaiser und König angeordnete Prüfung der Angelegenheit Sternberg thatsächlich vom Justizminister als eine leere Formalität behandelt wurde, womit der Wahrheit direkt ins Gesicht geschlagen und der Befehl des Kaisers illusorisch gemacht ist. Das Schreiben lautet:

Herrn Adolf Brand-Neurahnsdorf.

Berlin, den 22. September 1899.

Ihre an Seine Majestät den Kaiser und König gerichtete erneute Vorstellung vom 24. August d. Js. in der Dr. Sternbergschen Entmündigungsangelegenheit ist Allerhöchst dem Justizminister zur Prüfung zugefertigt worden.

Die Prüfung hat stattgefunden, aber keinen Anlass zu weiteren Massnahmen gegeben.

Der Justizminister.

In Vertretung:

Nebe-Pflugstaedt.

Anlage: die Broschüre „Ist ein Fall Dreyfus in Deutschland unmöglich?"

* * *

Auf eine solche Bescheidung war es nur noch möglich, bei Sr. Majestät gegen den Justizminister selber Klage zu führen, ihn als Mitschuldigen zu brandmarken, und — da die höchsten Justizbehörden als an dem Verbrechen beteiligt beziehungsweise interessiert angesehen werden müssen — blieb nichts anderes übrig, als den Monarchen um die Einleitung einer Immediat-Untersuchung von völlig uninteressierter, unbeteiligter Seite zu bitten. Es ging darum jetzt folgendes Gesuch an den Kaiser ab:

ALLERDURCHLAUCHTIGSTER, GROSSMÄCHTIGSTER KAISER!
ALLERGNÄDIGSTER KAISER, KÖNIG UND HERR!

Ew. K. und K. Majestät haben laut Bescheid des Herrn Justizministers vom 22. September Allergnädigst geruht, meine letzte Immediat-Vorstellung vom 24. August in der Dr. Sternbergschen Sache dem Herrn Justizminister zur Prüfung und Bescheidung abzugeben.

Von neuem habe ich daraus zu schliessen, dass in dieser Sache kein richtiger Vortrag an Ew. Majestät erfolgt — da sonst der Herr Justizminister, der das notorische Verbrechen seines Amtsvorgängers bewusst und unbeirrt fortführt und deshalb ausser stande ist, die härtesten Beschuldigungen darüber abzuwehren, unmöglich mit der Prüfung hätte betraut werden können.

Ew. Majestät kann ich nun nochmals unterthänigst bitten, dem Herrn Minister die Strafverfolgung gegen mich unbedingt anzubefehlen, oder aber die ganze Angelegenheit — wie dies der berufene Rittmeister a. D. von Oertzen schon vor sieben Jahren bei viel geringerem Umfange des verbrecherischen Amtsmissbrauchs öffentlich verlangte und gegenüber dem Referenten des Herrenhauses, Freiherrn von Durant, in einer ebenfalls veröffentlichten Information näher begründete — durch eine Immediat-Untersuchung von völlig unbeteiligter, unparteiischer Seite klarstellen lassen zu wollen.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Majestät unterthänigster

Adolf Brand.

Berlin-Neurahnsdorf, am 3. Oktober 1899.

* * *

Se. Majestät der Kaiser und König, der dem französischen Hauptmann Dreyfus, einem laut Anklage und doppelten Urteilsspruche nach zum Landesverräter Gestempelten, den Schutz der Wahrheit nicht versagte, wird erst recht dem Opfer einer böswilligen Entrechtung den kaiserlichen Schutz nicht vorenthalten, das ein Deutscher ist und Gott und seinem König makellos die Treue hält.

Adolf Brand.

KUNST UND LEBEN.

DRAMA.

Maurice Maeterlink: Der Tod des Tintagiles. — Daheim. Zwei Dramen für Puppenspiele. Deutsch von George Stockhausen. Berlin 1899. F. Schneider & Co.

„Himmlischer als jene blitzenden Sterne dünken uns die Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehen sie als die blässesten jener zahllosen Heere, unbedürftig des Lichts durchschauen sie die Tiefen eines liebenden Gemüts, was einen höheren Raum mit unsäglicher Wollust füllt." So sang der Dichter, der von Maeterlink selbst als seinen Lehrer bezeichnet wird: Novalis. Und mit diesen Worten berührt er das eigentlichste Wesen des jungen belgischen Mystikers.

Die Sonne ist längst hinabgesunken. Rings dunkle Sommernacht. Wir sitzen in einem alten, dichten Parke. Um uns her geheimnisvolles Flüstern und Raunen. Bilder steigen vor uns auf, mystische, traumhafte, unsicher schwebend, ohne jede feste Konturen und Linien. Und Gedanken kommen uns, unzusammenhängende, quellen hervor aus der Tiefe des Unbewussten und schweifen ahnend bis zu den ewigen grossen Rätselfragen, bis zu den letzten dunklen Gründen und Zusammenhängen aller Wesen. So sitzen wir in stiller Nacht und träumen und träumen, und manches Wort, was vor dem Tage verängstigt floh, wagt sich wieder hervor aus seinem Verstecke. Aber nicht allen redet der Mund der Nacht, und nur wenige wissen diese Schatten und diese verhaltenen Stimmen zu deuten. Und der Schatten, der in jedes Menschenleben fällt, wenn der Vogel Schicksal mit leisem Flügelschlage über ihm schwebt: wie wenige nehmen das drohende Verhängnis wahr. Aber diese wenigen, die Kassandra-Naturen, haben grosse traumhafte Augen, die für das Licht und den hellen Sonnenschein nicht taugen wollen. Sie lieben die alten halbzerfallenen Schlösser, finstere, kalte Türme, Einöden, den Herbstwind, das Meer und die Nacht; sie lieben die Blinden, deren inneres Auge heller sieht als das Tagauge der Sehenden; sie lieben die unschuldvollen „bleichen Töchter der Abendmahle", die Kinder, die dem eigentlichen Leben noch näher sind als wir, und träumerische Jünglinge, denen das Schwert ein Greuel ist. Sie lieben alle, die dem Leben fremd sind, die der Tod mit grausamer Hand zu früher Mahd gezeichnet; und ihre Lieder sind ein trauriges, müdes Klagen um den Untergang dieser reinen, unschuldigen und doch so tief wissenden Seelen.

Und solche wehmütigen Lieder hat uns Maeterlink gesungen. Wundervoll für den, dessen Herz für die Stimmungsreize dieser Dichtung geöffnet ist. Aber nichts für die strenge Kritik und für das Bühnenlicht. Wie Traumgestalten huschen diese Menschen an uns vor-

über, ungreifbar, fast hätte ich gesagt: unkörperlich. Sie sprechen von den Dingen des Alltags; aber über ihnen, um ihnen, in ihnen ist etwas, was tiefer ist als alle Dinge des Alltags, tief wie die Nacht und tief wie das kleine Menschenherz. Wenn man die meisten Dramen Maeterlinks bei Licht besieht, sie auf ihren greifbaren anekdotischen Inhalt prüft, so bleibt nicht viel mehr als ein phantastisches Märchen von gemordeten Prinzessinnen, alten Greisen, morddurstigen Königen und Königinnen. Und doch: gieb dich dem Reize dieser Dichtungen hin, ihrem eigentlicheren seelischen Inhalt. Es strömt eine Stimmung von ihnen aus, die dich unwiderstehlich gefangen nimmt und in deinem Herzen Stimmen laut werden lässt, die sonst nur in der Dämmerungsstunde zu dir sprachen, — oder an Herbsttagen, wenn ein trübes Weiss-Grau den Himmel verhüllt, wenn alles so furchtbar deutlich, so glanzlos ist und der Nord-West über die Haferstoppeln geht.

Solch ein Werk ist „Der Tod des Tintagiles", eine ergreifende Tragödie, ein Klagelied über den Tod eines jungen unschuldigen Kindes. Eine alte Königin, die noch keines Menschen Auge, ausser ihren Dienerinnen, gesehen, hat alle ihre männlichen Nachkommen getötet, bis auf den kleinen Tintagiles. Und auch diese letzte Gefahr für ihren Thron will sie beseitigen. Wie seine Schwestern ihn auch vor der Unholdin schützen: die Alte ist stärker; sie lässt das Kind rauben, um dasselbe in ihrem geheimnisvollen Turmgemach umzubringen. Eine sehr romantische Schauerfabel! Und was macht Maeterlink daraus? Nur zwischen den drei Geschwistern und einem alten treuen Diener spinnt sich die Handlung; es ist ein Drama des Grauens, der Angst und des Kampfes um den kleinen Tintagiles. Vier Akte hindurch die allmähliche Steigerung dieses Angstgefühls. Und da: in dem stimmungsgewaltigen letzten Akt muss Schwester Ygraine vor der Thür zu den Gemächern der Königin stehen und voll Verzweiflung all die Qualen und den Todesschmerz ihres armen Bruders anhören, mitfühlen, ohne ihm auch nur Rettung bringen zu können.

„Daheim" ist, soviel ich weiss, bekannter als die vorhergehende Dichtung. Es handelt sich um das freiwillige Ende Einer von den Todgeweihten, von denen Maeterlink so wunderbar im „Schatz der Armen" (deutsch bei Eugen Diederichs, Leipzig) erzählt. Sie ist unter den Ihrigen umhergegangen, schon den Kuss des Todes auf der Stirne; aber die Ihrigen haben das Zeichen nicht verstanden, und, während man die Unglückliche aus dem Wasser zieht, sitzen sie bei der Lampe, wie alle Abende, — fühlen nicht, wie bald das Schicksal ihre Ruhe zerstören wird. Eine Dichtung von symbolischer Bedeutung für das eigne Menschenleben.

„Puppenspiele" nennt der Dichter die beiden kurzen Dramen. Ich habe in mein Exemplar des Buches folgende Stelle aus dem „Prolog" zur Donna Dianora (Frau im Fenster) von Hofmannsthal, diesem genialern farbenprächtigen Bruder Maeterlinks, geschrieben: „Es wär' mir beinah' lieber, wenn nicht Menschen dies spielen würden, sondern grosse Puppen, von Einem, der's versteht, gelenkt an Drähten. Die haben eine grenzenlose Anmut in ihren aufgelösten leichten Gliedern, und mehr als Menschen dürfen sie der Lust und der Verzweiflung selber sich hingeben. Und bleiben schön dabei: da müsste freilich ein dünner Schleier hängen vor der Bühne. Auch andres Licht."

Ich glaube, das passt.

Die deutsche Übersetzung von George Stockhausen, der im gleichen Verlag auch eine Verdeutschung von „Pelleas und Melisande“ erscheinen liess, ist, soweit ich armer Nicht-Philologe das beurteilen kann, gut, wenigstens lesbar, und die Verlagsbuchhandlung hat das Bändchen sehr hübsch ausstatten lassen. Die Krone der Maeterlink-Bücher ist indes die bei Eugen Diederichs erschienene Ausgabe des „Trésor des humbles“ (Schatz der Armen), deutsch von Oppeln-Bronikowski; abgesehen davon, dass diese wundervollen mystischen, fast hätte ich gesagt: lyrischen Dichtungen — denn, ich kann mir nicht helfen: mir sind's nun einmal nichts anderes als visionäre, mystisch verzückte Dichtungen eines Prophetengeistes — mir das Liebste sind, was der grosse belgische Künstler geschrieben hat. Das Buch war mir schon im Äussern ein wahrer Genuss. Das Archaisierende, Mittelalterliche der ganzen Ausstattung, der Typen, des Formats, des Papiers verwebt sich mit dem Inhalt zu einer stimmungsvollen Einheit. Das einzige Werk, welches ihm vielleicht gleich kommt, sind die bei Schuster und Löffler erschienenen prachtvollen Kalenderbücher Otto Julius Bierbaums.

Peter Hamecher.

Dichtung der Zeit.

Es giebt Geister, die in der Zukunft leben. Und andere wieder, die die Gegenwart nicht überwinden können, wenn sie auch mit den Schwingen ihrer Sehnsucht in das neue Land streben. Wieder andere, die zwar nicht in sich das Nahen des „dritten Reiches“ (um mit Ibsen zu sprechen) fühlen, die aber merken, wie alles um sie faul und dem Untergang zueilt. Ist einer der letzten beiden Kategorieen Dichter, wird die Dichtung in seiner Hand zur Waffe gegen die Zeit. Man nennt ihn einen „Naturalisten“. Diese Art der Dichtung heisse ich „Dichtung der Zeit“, die mit der Zeit, die sie befehdet, verschwindet.

Zu ihr zählen die beiden neuen Dramen des Franz Adamus („Familie Wawroch“ Ein österreichisches Drama in vier Akten. Mit einem Geleitwort von Ernst Frh. von Wolzogen. München Verlag von Alb. Langen 1899“, „Ernannt“. Zeitsatire in 1 Akt. Wiener Allg. Rundschau. 11. Sept. und 18. Sept.“). In „Ernannt“ schildert er die Leiden eines jungen Lehrers. Im Liebesrausch schwelgend, stören ihn materielle Sorgen, und nachdem diese beendet sind — die langersehnte Ernennung ist eingetroffen — wird ihm der Glaube an seine Liebe zerstört. Und daran stirbt er. — Das Drama „Familie Wawroch“ gipfelt in dem Streit zwischen Vater und Sohn. Der Vater lebt vom „Agitieren“. Er hat seinen Zweck erreicht, wenn sich die Arbeiter, unvorbereitet, wie sie sind, gegen ihre Bedrücker auflehnen. Der Sohn durchschaut den Plan des Vaters und sucht ihn zu nichte zu machen. Es gelingt ihm nicht, er gerät in Zwietracht mit der ganzen Familie und verlässt sie schliesslich, um zum Militär zu gehen. In Schönau (dem Orte der Handlung) bricht die Revolution aus, Soldaten werden zur Unterdrückung requiriert, der junge Wawroch erschiesst auf das Kommandowort „Feuer“ seinen Vater. — Dies der gedrängte Inhalt der ersten 3 Akte. Nicht gerade zart fasst der Dichter in seinem Werke die

sozialistischen Volksbeglücker an. Er zeigt, wie der „Abgeordnete aus Wien“ und seine Kumpane in Phrasen und Schlagwörtern arbeiten, wie sie schüren und wühlen, nur damit geschürt und gewühlt werde. Und unter all den Leuten, die in allen Sprachen und Dialekten das Vorgesagte nachplappern, wandelt Robert Wawroch seine eigenen Wege. „Die, was sich vorschwatzen: ‚Alle Menschen sind gleich‘ sind Lügner.“ — „Giebt es nicht Löwen und Ochsen und Ratten in der Welt? Aber ihr wollt halt alle zu Ochsen machen, die Löwen zu Ochsen, die Ratten zu Ochsen und alle in ein Joch spannen, damit es hübsch ochsenmässig zugehe in der Welt.“ — „Es könnte ja einem einfallen, lieber mit einem Stückel Brot und zerrissenen Schuhen ein freier Mensch zu sein als ein wohlgemästeter und aufgeputzter Pfingstochse in einem Gespann.“ So spricht er zu den Arbeitern. Und in diesen Worten kann man ein ganzes Zukunftsprogramm erblicken. Es sind Gedanken, die wir von Stirner und Nietzsche her kennen.

Nun der vierte Akt: Robert hat lange in sich gekämpft, bis er zusammenbricht. Er gesteht, den Vater ermordet zu haben. „Rache“ — wollte er — „für mein verpfuschtes Leben. Rache für alles, was brutal in mir zertreten worden ist.“ Er übergiebt sich selbst dem Gericht. — Inzwischen hat man die Rebellion niedergeworfen alles ist wieder beim alten, der Fabrikant will wieder der gnädige Beschützer „seiner“ Arbeiter sein, übliche Thränen, Ansprachen, Deputationen u. s. w. „Und die Zukunft?“ fragen wir. „Wie die Gegenwart: Phrase.“

Mit der Schönheit haben die Dramen des Adamus nichts gemein. Und dennoch sind es Kunstwerke. Wir müssen heute unterscheiden zwischen Dichtungen der Schönheit und Dichtungen des Lebens. Erst wenn Schönheit und Leben ein Begriff geworden sind, hört der Gegensatz auf. Das Neuhellenentum wird uns die Dichtung des „Schönheits - Lebens“ oder der „Lebensschönheit“ bringen.

Willi Peters.

LYRIK.

Richard Schaukal. Zwei Versebücher.

I. Meine Gärten. Einsame Verse. Bei Schuster und Löffler. Berlin und Leipzig. 1897.

Ein zuversichtliches Buch, dessen Gedichte voll freudigen Lebensmutes in die Zukunft schauen. Ein Junger lässt hier seine Gefühle in Liedern klingen, die sich den Teufel um die Mitwelt kümmern. Nur ganz er selbst will der Sänger sein, und wem seine Weise nicht behagt, der mag sich des Weges scheren. Und es ist in den Gedichten ein so selbstsicheres Vertrauen drin, dass man mit wahrer Freude ihre Verse auf sich wirken lässt. Kein Schilderer genossenen Glückes — ein Erlebender ist es, dessen jauchzendes Geniessen wir mitfühlen dürfen. So entgeht uns nicht die geringste Stimmungsfeinheit, denn wir erschauen mit eigener Seele des Dichters stille Gärten mit den Teppichbeeten und Alleen. Und das ist — ich wiederhole es — der Reiz des Buches, dass wir nicht Hörer eines Genossenen sind, sondern persönlich Schaukals frohe Frühlings- und Sommertage mit all

ihrem farbenfrischen Blütenreichtum und dem Sonnenglast durchleben.

Die ganze Art dieses Dichters ist auf das Rokoko gestimmt.

Es sehnt sich im Künstler alles nach Vollendung des Äusserlichen, Umgebenden hin. Dieses wird aber durch den Drang nach Vollkommenheit mit Berechtigung zum Bestimmenden. So finden wir in seinen „Gärten" eine Harmonie der Form, welche bezaubernd wirkt. Sein Innerliches — seine Seele geht dabei nicht verloren, sondern hebt und streckt sich wie ein schlanker Baum im Abendgold zwischen dem üppigen Blütenzierat und den reichen Beeten in die Höhe. Sein Gedicht „Rokoko", das die eigentümliche Milde und etwas erklügelte Feinheit dieses Stiles köstlich wiederspiegelt, mag als Beleg für das Gesagte dienen.

Dieses — wie Hingedehnte, Hingeflossene im Buche zog mich an.

Aber es findet sich auch für Andersdenkende Schönes, ja Bestes darin. Ich weise besonders auf die hie und da eingestreuten Terzinen hin. Das sind Dingerchen, denen in scheinbar anspruchloser Form ein oft tiefer volksliedhafter Sinn zu Grunde liegt. Mit Sicherheit hingegeben, wirken einige in ihrer einfachen zwingenden Tragik erschütternd. Das, wie ich glaube, Beste in dieser Art setze ich hierher:

Zwei Stunden.

Sein Vater war ihm immer fremd.
Seine Mutter nähte ihr Totenhemd.
Und seine Schwester ging tanzen.

Und eine Stunde stand vor ihm,
Schlank, leicht und licht wie die Cherubim:
Und er schnürte den Wanderranzen. —
— — — — — — — — —
Und als er kam, war der Vater tot,
Die Augen der Mutter thränenrot
Und seine Schwester verraten.

Und eine Stunde stand vor ihm,
Hoch, blass und still wie die Seraphim:
Und ihre Blicke baten.

Da hat er seinen Stab genommen —
Und niemals ist er heimgekommen.

II. Tristia. Neue Gedichte aus den Jahren 1897—98. Bei C. E. Tiefenbach. Leipzig.

Ich war enttäuscht. Nach jenem Buche dieses? Trauerlieder — der Titel. Freilich: nicht sehr anmutend. Leider sind diese Gesänge nicht nur Trauer-, sondern auch recht traurige Lieder. Nicht in der Form. Die ist wie früher gut und glatt. Manchmal glänzend. Aber dem Inhalte nach.

Nun ist wirklich ein Wirbelwind gekommen, und der Künstler verliert den Mut. Betrübt lässt er den Kopf hängen, da ein schweres Gewölk die Sonne verfinstert hat. In fast jeder Strophe, jeder Zeile und Silbe spukt die Resignation. Es ist eine Beengtheit in allen Gedanken, als stände der Dichter am niedrigen Stubenfenster und erwarte in Minuten den Weltuntergang. Es macht keine Freude, über diesen Gedichtband etwas zu sagen; denn die paar Glanzlichter, welche noch hie und da vorhanden sind, ersterben in der Düsterheit des Übrigen. Ich glaube, Richard Schaukal wird die Schmerzen, welche ihm das Leben zugefügt hat, wie es Mannesart ist, bald verwinden und uns dann wieder Gaben, seinen „Gärten" ebenbürtig, spenden.

Das Grundmotiv der nicht sehr glücklichen Versesammlung „Tristia" wird durch dieses Gedicht klar zum Ausdruck gebracht:

Elendigkeit.

Ich bin dem Leben ein armer Knecht.
Es hat mich niedergetreten.
Ich kann nicht glauben und beten.
Das Leben hat Recht!

Tritt zu und tritt mir die Seel' entzwei.
Den Kampf hab' ich aufgegeben.
MeineSehnsucht kann mich nicht heben,
Ihre Schwingen sind nicht mehr frei.

Ich war ein Dichter: Ich habe gehofft.
Das Glück ist eine Kanaille!
Ich kriegte sie nie um die Taille
Und sah sie doch so oft!

Ferdinand Max Kurth.

LIEBE.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben v. wissenschaftl.-humanitären Komitee. Leipzig 1899. Verlag von Max Spohr.

„Dir, mein Gustav!"

In den Stürmen meiner 15 Jahre war es, wo zum ersten Male das Bild der Freundesliebe mit flammenden Farben vor meine Augen trat und mir jede Fühlung mit dem Weibe als Geschlecht verloren ging. Ein hübscher schlanker Junge mit lebhaften und doch manchmal so tieftraurigen braunen Augen hatte es mir angethan; er wohnte in demselben Hause wie ich. In wilder Leidenschaft lohte die Liebe in mir auf und liess mich alle Qualen und Freuden liebender Herzen aufs tiefste durchleben. Später kamen andere Verhältnisse; aber immer noch hing ich mit Liebe und Dankbarkeit an ihm, der mich zu mir selbst erweckt hatte. Selbst das Verhältnis, welches mein ganzes Sein erfüllt, welches meiner wilden, mir selbst oft so fürchterlichen, uferlosen Sehnsucht ihr Ziel gegeben hat, vermochte dieses heilige Bild nicht zu zerstören.

Damals musste ich's aber auch zuerst erfahren, dass diese Liebe, die mir heiliger und edler erschien als die Geilheit weibstoller Männer, von der Masse verachtet und verhöhnt wurde. Es schmerzte mich fürchterlich, als man nachher versuchte, das innige und zarte Freundschaftsband zu zerschneiden; und ein unüberwindlicher, geradezu brutaler Hass gegen alles, was nach Masse riecht, prägte sich infolgedessen immer schärfer in mir aus.

In der „Homosexualität" ein Problem zu sehen, lernte ich indes erst. als ich, achtzehnjährig, der Schule endlich den Rücken kehren durfte. Ich fand mich in kurzer Zeit ganz vorzüglich in die Rolle eines „Streiters für die Gleichberechtigung der Homosexuellen mit den andern Geschlechtern". Aber wie bald habe ich's auch wieder verlernt. Denn die meisten dieser Leute verdienen ja gar nicht, was von Männern wie Max Spohr, Dr. Hirschfeld etc. für sie gethan wird. Ich habe böse Erfahrungen dabei gemacht. Nicht nur, dass ich's mit Freunden, Verwandten und Bekannten verdarb; diese Menschen, bei denen ich auf Verständnis gehofft hatte, wagten sogar noch mir vorzuwerfen: ich schade ihnen nur durch mein Streben!

Deshalb schätze ich ein Unternehmen wie das urnische Jahrbuch doppelt hoch. Über den relativen Wert des Werkes lässt sich ja streiten. Aber ein solcher Mut verdient Achtung und Anerkennung. Denn Herausgeber und Verleger des Werkes müssen doch gewärtig sein, von jedem Zeitung schrei-

benden Gassenjungen mit Kot beworfen zu werden. Zudem ist das „Jahrbuch" ja auch als Kampfbuch bestimmt, und dadurch sind den Mitarbeitern schon von vornherein Grenzen gezogen, innerhalb deren sie schreiben müssen, wie sie eben schreiben.

Mir indes sind derartige Schreibereien sehr verleidet worden. Ich habe sogar nicht mal das leiseste Dankgefühl für die grossmütige Duldung, welche uns von den Herren Physiologen, Psycho-Physiologen, Pathologen u. s. w., die sich „über diese Materie verbreiten", zu Teil wird. Und all die Erklärungsversuche, die man ausgeheckt hat, lassen mich fürchterlich kalt. Ich weiss überhaupt nicht, was da zu erklären ist! Wenn hin und wieder mit der Homosexualität Degenerations-Merkmale Hand in Hand gehen, ist deshalb noch lange nicht gesagt, dass diese Erscheinung eine Entartungserscheinung sei. Ich halte überhaupt den Geschlechtstrieb bei aller scheinbaren Bestimmtheit für etwas sehr Ungreifbares, zwischen den Extremen hin und her Schwankendes. Es kommt mir unendlich lächerlich vor, dass über eine Sache, deren Gleichberechtigung durch ihre Naturnotwendigkeit (-Dasein) so sinnfällig bewiesen wird, noch ein solcher Berg von Papier beschrieben werden muss.

Allerdings giebt es auch Homosexuelle genug, die an der „Litteratur der sexuellen Zwischenstufen" kolossales Vergnügen finden. Diesen Leuten geht es wie dem Manne, der eifrig medizinische Schriften studierte und sich alsbald von allen Krankheiten geplagt fühlte. Es lässt ja auch so schön an: dieses Kranksein, das bischen Degeneration und dann die weichen Hände des Mitleids! Vielleicht liest man auch noch, zur Vervollständigung des reizenden Bildes, „à Rebours" und „Müde Seelen", die ja auf einige Herrschaften eine ähnliche Wirkung ausüben sollen wie ehemals „Werther" und in der letzten Zeit „Nora", „Hedda Gabler" und die Sudermann-Damen.

Menschen der angedeuteten Sorte werden's auch sein, welche den „Fragebogen" des „Jahrbuchs" beantworten. Ich kann mir die Sache schon sehr gut vorstellen. Abgesehen davon, dass der Fragebogen an sich sehr viel Unmögliches enthält, namentlich der Abschnitt „Körperliche Eigenschaften und Funktionen". Ich meine vielmehr den Unsinn, der bei der Beantwortung teilweise wird heraufbefördert werden. Hierbei finden die „Urninge" nämlich vorzügliche Gelegenheit, mit ihren werten Körper- und Geistes-Eigenschaften zu kokettieren, als da ist: blendend weisse Haut, lockiges Haar, schöne Augen, Vorliebe für Heines „Buch der Lieder", für Kochen, Sticken, Stricken, Nähen u. dergl. und, nicht zu vergessen, das Spiegelgucken. Ach wie herrlich! ach wie schön!

Solch ein ähnliches Männlein war wohl auch Graf Platen, dessen Liebesleben nach seinem kürzlich erschienenen Tagebuch von Ludw. Frey erzählt wird. Dass man eine Arbeit über diesen Dichter aufnahm, lag ja sehr nahe. Mir persönlich ist Platen wegen seines weiberhaften Klagens und Zeterns furchtbar unsympathisch. Aber ich glaube doch, dass Veröffentlichungen von Tagebüchern und Aufzeichnungen berühmter Persönlichkeiten bei den Intellektuellen viel eher das Vorurteil gegen die Homosexualität besiegen würden, als dies durch die eifrigste Propaganda möglich ist. Und auf die „Führenden Geister" kommt es doch zunächst an. Die Masse wird schon nachrücken. In solchem Sinne ist auch

die Veröffentlichung der Ulrichsschen Briefe zu begrüssen.

Was den Artikel über Chantage betrifft: die Arbeit an sich ist für ihren Zweck ja sehr gut und bringt auch vorzügliches Material. Aber soll denn diesen Erpressern nicht beizukommen sein? Von einem diesbezüglichen Gesetz will ich schweigen. Sollten die Homosexuellen nicht sorgen können, dass sie solchen Leuten einfach nicht in die Hände fallen? Ich denke, die Prostitution und verwandte Institutionen wollen wir den Verehrern des Ewig-Weiblichen überlassen. Oder soll vielleicht die edle griechische Liebe auch durch den Dreck geschleift werden? Dann, Freund Eros, umhülle dein Herz mit Eisen und plaidiere im deutschen Reichstage tüchtig gegen die Abschaffung des § 175.

Die wertvollsten Arbeiten des ganzen Bandes sind der juristisch-historische Beitrag von Numa Prätorius: „Die strafrechtlichen Bestimmungen gegen den gleichgeschlechtlichen Verkehr, historisch und kritisch dargestellt“ und die „Bibliographie der Homosexualität“; denn sie sagen über das Alter und die Verbreitung und infolgedessen auch über die Unwillkürlichkeit des homosexuellen Geschlechtstriebes im Grunde viel mehr als das Phrasengewäsch eines Otto de Joux oder die Verrücktheiten des Geruchs-Philosophen Gustav Jäger.

Über den letzten Teil des Werkes, die bekannte Petition um Abänderung des § 175 und die daran anknüpfenden Reichstagsreden will ich schweigen. Nicht wegen des so rühmenswerten Unternehmens des wissenschaftlich-humanitären Komitees, sondern weil ich mich nicht ob der Dummheit gewisser Leute aufregen möchte.

Nun zum Schluss ein Wort an homosexuelle Künstler: Liebe Freunde! es ist soviel Mögliches und Unmögliches über uns geschrieben worden. Lasst uns endlich schaffen! Menschen schaffen von unserm Fleisch und Blut! Tretet hinaus aus dem Dämmer Eurer Tempel in das helle Licht des Tages. Wenn wir auch sinken: was liegt an uns!? Unser Bestes, unsre Liebe kann nicht untergehen, wenn wir's vermochten, ihren edlen Geist in ewige Formen zu bannen. Lasst uns schaffen! Wie auch um uns der Pöbel lärmt und schreit: wir wollen nicht darauf hören; es geht uns nichts an. Andre mögen auf der Gasse der Dummheit wehren. Unser Streben sei es, den Brüdern, die noch in der Enge und Dumpfheit ihrer eignen Seelen leben, den Weg zu zeigen, der auf zum Lichte führt.

Peter Hamecher.

Verantwortlicher Redakteur:
Adolf Brand-Neurahnsdorf.

IST

EIN FALL DREYFUS IN DEUTSCHLAND

UNMÖGLICH?

Nach der Broschüre „Klassen-Justiz und Entmündigungs-Unfug“ von Dr. med. Hermann Sternberg in offenen Briefen an preussische Justizbehörden, den Kaiser, das Staatsministerium und den Bundesrat beantwortet von

ADOLF BRAND.

ADOLF BRAND'S VERLAG
BERLIN-NEURAHNSDORF
1899

20 ≈ Pfge.

Vorstehende Anklageschrift warf der Verfasser selber in einer Anzahl Exemplaren am 9. Mai während der Schächtdebatte von der Tribüne des Reichstages unter dem Rufe: „Nicht für Ochsen-, sondern Menschenrechte!“ mitten in den Saal der Volksvertretung — um die deutsche Presse zu veranlassen, endlich dem vorliegenden Justizverbrechen gegenüber offen Farbe zu bekennen, und vor allem, um vom Parlamente eine Remedur des an Dr. Sternberg begangenen Unrechts zu erreichen — ohne ans Ziel zu kommen, aber auch ohne der horrenden Beschuldigungen wegen strafrechtlich verfolgt zu werden.

Voranzeige.

Im Laufe des November erscheint in meinem Verlage:

FERDINAND MAX KURTH:

Reigen der ✲ ✲ ✲ ✲ Totentänze.

Diese Arbeit giebt eine Darstellung der Totentänze in Kirchen, Klöstern als Bücher, Zeichnungen u. s. w. von Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage unter besonderer Berücksichtigung zeitgenössischer Meister wie

Hans Meyer,
Max Klinger,
Joseph Sattler,
Otto Seitz
und viele Andere.

Es werden der Veröffentlichung farbige Kunstblätter beigefügt nach Originalen von Sattler, Seitz, Hans Kurth und anderen Künstlern.

Das Buch wird in dreihundert Exemplaren auf Kunstdruckpapier der Öffentlichkeit übergeben und ist zum Preise von

Mk. 1,20*)

durch den Verlag zu beziehen.

Bestellungen nimmt von jetzt ab entgegen:

Adolf Brand's Verlag
Berlin-Neurahnsdorf.

*) Preiserhöhung nach Erscheinen vorbehalten.

Ankündigung.

Mitte Oktober erscheint:

FERDINAND MAX KURTH:

DICHTUNGEN.

Alle sechs Veröffentlichungen in einem Bande geheftet.

In einhundertfünfzig Exemplaren, handschriftnummeriert: Nr. 101—250.

Das Buch enthält neben den eignen Dichtungen des Herausgebers solche von

Ludwig Jacobowski,
Freiherr Karl v. Levetzow,
Hans Bethge,
E. M. Jasmund.

Das Werk ist aufs reichste mit farbigem u. schwarzem Buchschmuck (Kopfleisten, Vignetten, Vollzeichnungen) versehen durch

Fidus,
Hans Kurth.

Als Type wurde die Alt-Gothisch, welche William Morris benutzte, verwendet. Die Dichtungen sind auf deutsches Büttenpapier gedruckt.

Der Preis beträgt

Mk. 4,00.

Bestellungen sind an

Adolf Brand's Verlag
Berlin-Neurahnsdorf

zu richten.

NB. Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt Frankosendung des Werkes.

Neu-Rahnsdorf

einer der zukunftreichsten Ost-Vororte Berlins, ähnlich wie Potsdam, Buckow oder Freienwalde, idyllisch inmitten weit ausgedehnter Kiefer- und Laubwaldungen mit vielem Unterholz, zwischen prachtvollen Seeen und anmutigen Hügelzügen mit wunderbaren Fernsichten gelegen, wird seiner von Nordwinden geschützten Höhenlage und seines gesunden, ozonreichen Klimas wegen ärztlicherseits zum Kur- und Erholungsaufenthalte aufs angelegentlichste empfohlen. Die Kolonie ist ihrer ruhigen Lage wegen ein beliebter Sommeraufenthalt geworden, da auf Fuss- und Wasserpartieen in die Umgebung sich allen Freunden echter, ursprünglicher Naturschönheit ein Reichtum charaktervoller, stimmungsreicher Landschaftsbilder darbietet, wie kaum an einem zweiten Orte der Mark.

Bahnstation zwischen Friedrichshagen und Erkner — in Bälde Stadtbahnverkehr! — Dampfer- und Landstrassenverbindung mit Berlin; Badeanstalten im Dämeritz-, Flaken- und Müggelsee; ausgezeichnet seltene Gelegenheit zu ungestörten Sonnen-, Luft- und Sandbädern; Spiel-, Lawn-Tennis-Platz, eigene Schule, Post und Heilanstalt im Orte. Aerztliche Hilfe stets zur Verfügung. — Einwohner zumeist Rentiers, Beamte und Lehrer.

Anmeldungen für den nächsten Sommeraufenthalt werden schon jetzt entgegen genommen. Ausführliche Auskunft, Vermittelung von Logis, Pensionen u. s. w. durch den

WEGWEISER

der vom Januar ab gratis und franko zu beziehen ist von

ADOLF BRAND'S VERLAG, BERLIN-NEURAHNSDORF.

Aus dem Verlage von C. Teistler & Co., Berlin-Friedrichshagen wird empfohlen:

Die Religionsforschung und das historische Prinzip. Eine Programmschrift. Von Heinrich Tannenberg. Preis 50 Pf.

Was ist Religion? Eine ethnologisch-historische Studie. Von demselben. Preis 1 Mk.

Beide Schriften sind Teile der von Heinrich Tannenberg herausgegebenen „Religionsgeschichtlichen Bibliothek", welche bestimmt ist, die Religion nach Massgabe des Entwickelungsgesetzes in ihrem natürlichen Werden zu behandeln. Der „Volkserzieher" schrieb u. a.: „Jeder, der sich über Ursprung der Religionen Klarheit verschaffen will, sei auf dieses Werk besonders aufmerksam gemacht."

Die Bibel oder die sogenannten heiligen Schriften der Juden und Christen. Eine gemeinfassliche Darstellung ihrer Entstehung, sowie Erklärung der Bedeutung ihres Inhalts nach den neuesten welt-, kultur- und sprachgeschichtlichen Forschungen. Fortgesetzt von Heinrich Tannenberg. Preis geb. 4,50 Mk., broch. 3,50 Mk. Auch in 33 Lief. à 10 Pf.

Die „Vossische Zeitung" schrieb über die Tannenberg'sche Fortsetzung des Werkes u. a.: „Wirklich eine tüchtige Leistung... In dieser Erörterung liegt Logik und Konsequenz, und die einzelnen Aufstellungen haben viel innere Wahrscheinlichkeit."

Der freiheitliche Sozialismus im Gegensatz zum Staatsknechtstum der Marxisten. Mit besonderer Berücksichtigung der Werke und Schicksale Eugen Dührings. Von Dr. Benedict Friedländer. Preis 1 Mk.

Johannes. Ein modernes Evangelium. Von Justus Heinrich. Preis 1,50 Mk.

Bildungs- und Unterhaltungsschriften für die Kinder des Volkes. Für Kinder von 10—15 Jahren. Bd. I: Der Sohn des Landwehrmannes. Preis 50 Pf.

Der Wohlstand für Alle. Von Peter Kropotkin. Mit Einleitung von Elisée Reclus. Preis 2,50 Mk.

Die wahre Natur des Menschen und der soziale Fortschritt. Von Oswald Köhler. Geb. 4,20 Mk.

Der Verfasser sieht im Egoismus den treibenden Faktor des Kulturfortschritts und der sozialen Entwicklung

Die Anarchisten. Ein Kulturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. Von John Henry Mackay. Preis 2,50 Mk.

Gefallene Mädchen und die Frauenforderung: Gleiches moralisches Mass für beide Geschlechter. Von Carl Theodor Schulz-Dresden. Preis 1 Mk.

Vgl. hierüber die Besprechung in Heft 2 des „Eigenen"

Zu beziehen direkt vom Verlage gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages nebst Porto.